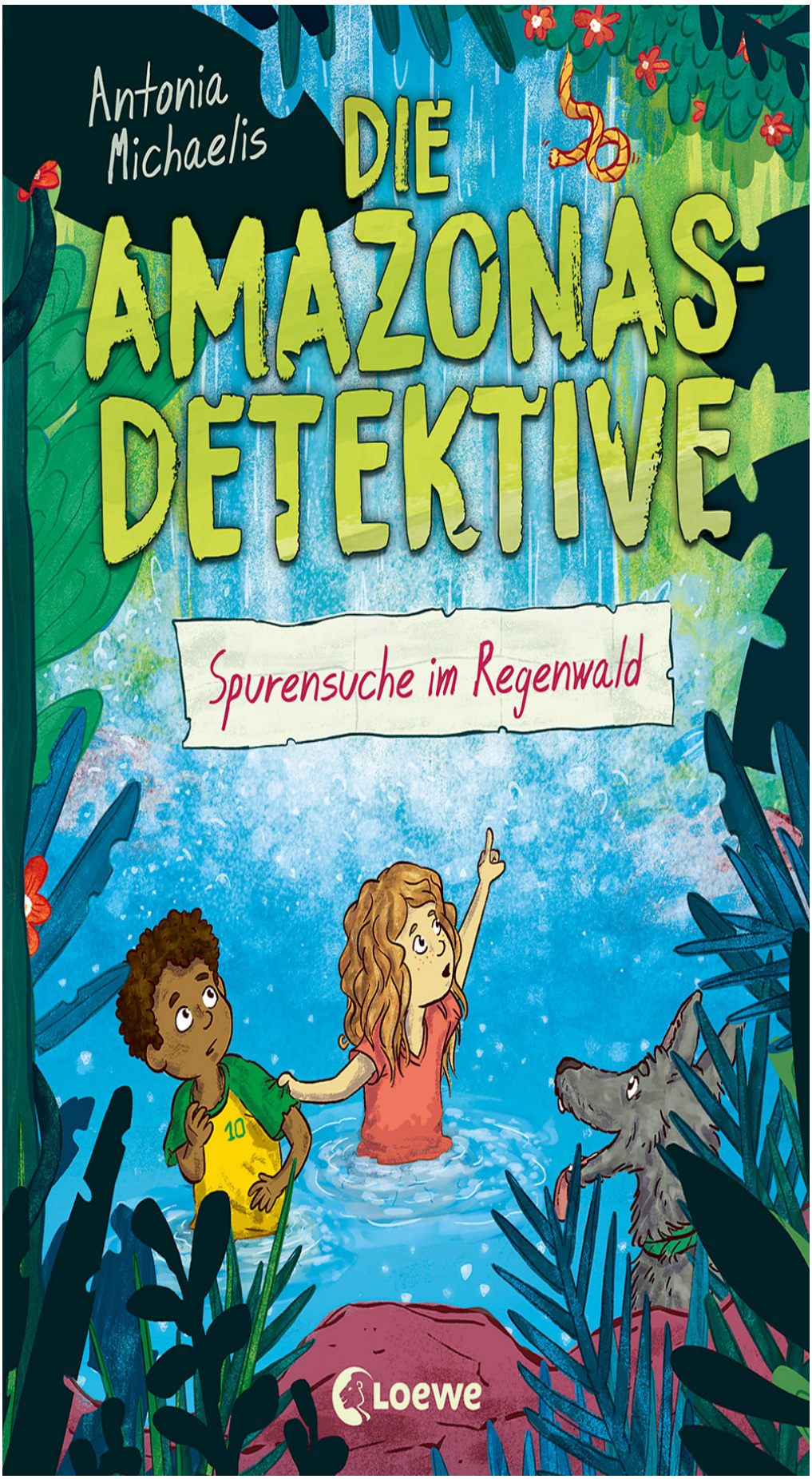
Antonia Michaelis

DIE AMAZONAS-DETEKTIVE

Spurensuche im Regenwald

Loewe


Antonia Michaelis
DIE AMAZONAS-DETEKTIVE
Spurensuche im Regenwald
Loewe

Antonia Michaelis

DIE AMAZONAS-DETEKTIVE

Spurensuche im Regenwald

Illustrationen von Kurzi Shortriver | Sonja Kurzbach

Band 3

Loewe

Für alle mutigen Kinder, die nie aufhören, die verschwundenen Dinge und Leute zu suchen.

INHALT

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Letztes Kapitel

ERSTES KAPITEL,

in welchem ein Sandwich, kein schwimmendes Schwein und ein unheimlicher Schatten vorkommen

Pablo saß auf dem Turm der alten Villa, sah über die Stadt und dachte an Sandwiches.

Dann dachte er daran, dass schon eine ganze Weile nichts passiert war – niemand entführt worden, niemand verschwunden, keine seltsamen Hilferufe angekommen, kein Verbrechen in Sicht.

Hinter der Stadt winkte der grüne Urwald, aber er behielt seine Geheimnisse für sich.

Pablo dachte an die geheimnisvollen Schatten da draußen, die ungelösten Rätsel, die verborgenen Schätze – und dann dachte er wieder an Sandwiches.

Sein Magen knurrte.

Er hatte an diesem Tag kein Glück gehabt. Kein Tourist hatte einen kleinen, heruntergekommenen Reiseführer gebraucht, kein Autobesitzer hatte einen Parkwächter bezahlen wollen, kein einziger Kirchenbesucher hatte Lust gehabt, einem recht dreckigen Jungen mit einem löchrigen Hemd ein paar Real in die Hand zu drücken.

Und Ximena war auch schon lange nicht mehr vorbeigekommen.

Sie saß bei ihrem Großvater fest, der in letzter Zeit zu gut auf sie aufpasste, aß viergängige Menüs mit fünf verschiedenen Gabeln und langweilte sich zu Tode.

»Hey! Pablo!«

Pablo sah hinunter. »Hund!«, rief er erstaunt. Der Hund war riesig und grau und ein Freund von Pablo, aber gewöhnlich rief er nicht seinen Namen. Er rief auch jetzt nicht, er wedelte nur.

Da sah Pablo, wer gerufen hatte: Miguel. Er war schon auf dem Weg hinauf zu Pablo, über die Kletterpflanzen, und ein paar Minuten später schwang er sich oben außer Atem auf die Plattform.

»Pablo!«, keuchte er und holte etwas aus seinem Rucksack: ein Sandwich.

Die Welt wurde um 100 % besser.

»Es ist Freitag, ich weiß, ich bin spät, ich wollte früher kommen«, sagte Miguel und pustete sich das verstrubbelte Haar aus dem Gesicht. Er war Student und hatte meistens kein Geld für einen Haarschnitt, zum Glück aber für ein Sandwich. »Aber ich fürchte, wir … ich … es … es ist etwas passiert.« Er schüttelte sich. »Etwas Unheimliches. Etwas, das wir klären müssen. Da draußen … im Urwald.«

Die Welt wurde um 200 % besser.

»Was denn?«, fragte Pablo zwischen zwei Bissen.

»Du weißt doch, wir betreiben jetzt dieses Reisebüro nebenher und wir hatten endlich einen Kunden, einen zahlenden Kunden«, sagte Miguel und seufzte. »Einen Fotografen. Aus Amerika. Gita und ich, wir haben wirklich alles für ihn getan. Wir haben einen ortskundigen Touristenführer, der ihn da draußen herumführt, denn der Fotograf wollte in ein ganz bestimmtes Gebiet … Wir haben seine Reise organisiert, vom Moskitonetz bis zum Proviant, Amazonas-Abenteuer-Reisen, individuell, naturnah und einzigartig!«

»Ja, ich weiß, das steht auf euren Reklamezetteln«, sagte Pablo und verschlang den Rest des Sandwiches. »Und?«

»Und der ortskundige Führer ist heute zurückgekommen. Allein«, erklärte Miguel.

»Er hat unseren Klienten verloren. Mitten im Urwald. Einfach verloren.«

»Ver…loren?« Pablo stippte die letzten Krümel auf, um nichts zu verschwenden. »Er ist nicht … auf geheimnisvolle Weise verschwunden?«

Miguel seufzte. »Doch. Genau das. Er wollte immer tiefer in den Wald, an einem Ort, an dem es nicht ratsam ist, tiefer in den Wald zu gehen. Unser Touristenführer hat versucht, ihn davon abzuhalten, und dann …« Er hieb mit der Faust auf den Boden, so stark, dass Pablo etwas Angst bekam, die marode Villa würde ganz einstürzen. »Und dann ist der verdammte Fotograf allein weitergegangen, so ein störrischer, dummer Tourist, und er war weg. Unauffindbar. Geht nicht mehr an sein Handy. Hat keine Spur hinterlassen. Vom Erdboden verschluckt. Nein. Vom Wald.«

»Und warum genau … ist es nicht ratsam, an dieser Stelle tiefer in den Urwald zu gehen?«, erkundigte sich Pablo vorsichtig. Er spürte ein bekanntes Kribbeln in sich. Etwas begann zu geschehen. Genau jetzt. Dies war der Beginn von etwas Großem.

»Ach, was weiß ich, zu dicht, felsig, Stacheln, unwegsames Gelände«, sagte Miguel und zuckte mit den Schultern. Er blickte in die Ferne. »Und irgendwelche dummen Gerüchte unter den Leuten da draußen am Fluss. Aber du weißt, wie die Leute sind. Sie erfinden gerne Geschichten über unheimliche Dinge, die im Wald sind.«

»Geschichten? Was für Geschichten? Wie damals die von dem menschenfressenden Riesenfaultier?«

Miguel winkte ab. »Du weißt, dass es das gar nicht gab. Da ist nichts im Wald außer Wald. Und das ist auch gut so. Der Wald gehört nicht den verflixten Touristen, er gehört den Tieren und den Pflanzen. Wir hätten vielleicht nie ein Reisebüro aufziehen sollen.«

Pablo legte eine Hand auf Miguels Arm. »Natürlich hättet ihr«, sagte er. »Es ist doch gut, wenn die Leute den Wald ein bisschen kennenlernen und helfen, ihn zu schützen. Das hast du selbst gesagt. Irgendwo sägen sie jeden Tag riesige Stücke davon ab, also muss man dem Rest irgendwie helfen.«

»Jaja, das klingt immer gut«, knurrte Miguel. »Aber wie finde ich jetzt den verdammten Fotografen wieder, dort draußen? Unser sogenannter ortskundiger Fremdenführer weigert sich zurückzugehen. Die Leute vom Fluss da draußen gehen auch nicht in dieses Stück Wald, wir haben schon versucht herumzutelefonieren.«

»Warum … weigert sich der Fremdenführer?«

Miguel schüttelte den Kopf, unwillig. »Er hat viel zu viel Angst«, murmelte er dann leise. »Er hat da draußen etwas gesehen.«

»Was?«

»Ich glaube, ich sollte wieder los«, sagte Miguel. »Ich hab gleich noch Vorlesung an der Uni. Und dann müssen wir weiter herumtelefonieren, Gita und ich. Und außerdem haben wir in einer Woche Prüfungen, ich sollte über meinen Büchern sitzen, verflixt …«

Und er begann, über die Kletterpflanzen wieder nach unten zu klettern.

Pablo sah ihn davonhasten. Je älter die Leute wurden, desto mehr waren sie im Stress. Aber der Hund wartete auf Pablo. Und fünf Minuten später stand Pablo neben ihm, unten vor der verfallenen Villa, die sein Zuhause war und aus deren Fenstern zwischen Müll und Unrat überall die Botschafter des Urwaldes wucherten: Lianen, blühende Büsche, kleine Bäume. Er streichelte den grauen Kopf des Hundes.

»Hör mal, Hund«, sagte er leise. »Wenn kein Reiseführer an dieser bestimmten Stelle in den Wald will und auch sonst niemand …«

»Woff?« Der Hund ahnte schon, wie es weiterging.

»… dann gibt es nur eine Möglichkeit, Miguels ersten und einzigen zahlenden Kunden wiederzufinden«, flüsterte Pablo. »Wir müssen

selbst nach ihm suchen.«

Eine halbe Stunde später kroch Pablo durch die Hecke hinter der Villa des Silberbarons. Einen Moment kauerte er im Schatten, dann huschte er über den Kiesplatz hinter dem Haus zu den Fenstern. Sie lagen im Hochparterre, und er musste klettern, ehe er eines erreichte. Der Hund stand geduldig Wache.

Pablo hasste es, Ximena abzuholen. Es war besser, sie kam zu ihm, aber sie war zu lange nicht da gewesen. Also musste er es tun. Er brauchte sie, sie und Davi.

Er fröstelte, obwohl es drückend heiß war: Die Villa schüchterte Pablo ein, sie war so ganz anders als seine eigene Villa. Sie war heil und schön und wertvoll – und kalt und abweisend. Vorne sicherte eine Alarmanlage sie, aber irgendwie schien niemand zu wissen, dass Ximena und er immer hinten durch die Hecke krochen.

Pablo drückte sein Gesicht ans Fenster und sah in die Bibliothek. Die Bibliothek war ein Wald, ein Urwald aus Büchern, die Regale türmten sich bis zur hohen Decke, und in einem alten Ledersessel saß, neben einer kleinen Leselampe, der Silberbaron. Pablo gab sich Mühe, mit dem Fensterglas zu verschmelzen. Der Silberbaron hatte einen offenen Bildband auf den Knien. Pablo erkannte nicht viel, der Arm des Barons lag quer über der Seite und verdeckte das halbe Bild – aber es war bunt, und da war etwas, das oben rund war. Es war komisch, dachte Pablo, dass der Baron, der immer so ernst war, Bücher mit Fotos von so bunten Dingen ansah. Er hatte immer gedacht, der Baron würde eher Bücher ohne Bilder lesen, Bücher mit winziger Schrift und hauchdünnem Papier.

Pablo wollte gerade wieder zu Boden springen und leise weiter nach Ximena suchen, da sah er sie: Sie saß ebenfalls in einem alten Ledersessel. Im Gegensatz zu ihrem Großvater saß sie im Schneidersitz und hatte einen ganzen Stapel Bücher vor sich auf dem Boden aufgetürmt. Eines sah sie an, blätterte sorgfältig jede Seite um.

»Sie sucht etwas«, wisperte Pablo dem Hund zu.

Er pfiff leise. Dann noch einmal. Die alten Fenster waren undicht und ließen Luft und Pfiffe durch. Ximena hob den Kopf. Dabei bewegte sie auch das Buch, das sie gelesen hatte, und Pablo sah das Foto auf dem Umschlag: ein Bild von einem schwimmenden Schwein. Ach nein. Von einem rosa Flussdelfin: einem Boto.

Auch auf den anderen Büchern ihres Stapels waren Flussdelfine zu sehen.

Jetzt hatte Ximena ihn entdeckt und hob die Hand zum Winken. Um ihr Handgelenk war mehrfach eine rote Schnur gewickelt, eine alte rote Schnur, die nicht zu dem neuen, makellosen hellblauen Rüschenkleid passte, das sie trug – oder zu ihren sorgsam gebändigten, streng nach hinten zusammengebundenen Locken. Pablo kannte die Schnur an ihrem Handgelenk. Er wusste, was daran hing: ein winziger, abgegriffener hölzerner Delfin.

Aber warum befand sich Ximena in der Bibliothek?

War die Bibliothek in ihrer verstaubten Dusternis nicht das Reich des Silberbarons? Seine Höhle, in die er sich zurückzog vor der Welt,

dieser alte, knurrige Mann?

Ximena rutschte von ihrem Sessel und kam leise zum Fenster herüber. Sah sich nach dem Silberbaron um, der weiterschlief, und öffnete das Fenster.

»Pablo!«, flüsterte sie. »Ich kann nicht raus! Ich hab seit einer Woche Hausarrest!«

»Wieso das denn?«, fragte er.

Ximena strich sich eine entkommene wilde Locke hinter ihr Ohr und grinste breit über ihr ganzes Gesicht. »Weil ich vor einer Woche nachts abgehauen und zum Fluss gegangen bin«, murmelte sie. »Er hätte das nie gemerkt, wenn mich nicht so ein blöder Polizist rausgezogen hätte, der zufällig mit einem Patrouillenboot vorbeikam.«

»Du bist nachts *im* Rio Negro geschwommen?«

»Na, außerhalb kann man wohl schlecht schwimmen«, wisperte Ximena. »Mann, Pablo. Du weißt doch, dass ich hier drin wahnsinnig werde. Seit der Sache mit dem Riesenfaultier ist das Kindermädchen noch häufiger da als sonst, und mein Privatlehrer denkt sich Berge von Aufgaben aus, nur damit ich nicht wieder irgendwo ein Abenteuer erlebe. Aber ich träume, Pablo, ich träume jede Nacht von den Botos! Davon, wie ich mit ihnen geschwommen bin, im Urwald. Sie sind hier. Im Rio Negro. Selbst da, wo die Boote mit ihrem Diesel das Wasser verpesten, selbst da, wo die Fabriken ihren Dreck hineinleiten. Ich stand am Ufer und ich habe sie *gespürt*. Sie warten auf mich.«

»Es sind einfach rosa Flussdelfine, die im Fluss schwimmen«, flüsterte Pablo mit einem Seufzen. »Sie sind nicht besonders schlau, deshalb schwimmen sie auch da im Fluss, wo er giftig und dreckig ist. Vermutlich hoffen sie auf Fischabfälle, das ist alles. Sie rufen niemanden zurück in den Wald.«

»Oh doch«, wisperte Ximena und strich über den Holzdelfin an ihrem Handgelenk. »Das tun sie. Ich muss endlich herausfinden, warum ich … diese komische Beziehung zu ihnen habe. Was damals passiert ist, als ich klein war. Ehe mein Großvater mich im Wald gefunden hat.«

»Deshalb wälzt du Bücher über Botos?«

Ximena nickte. »Es ist erstaunlich, wie viele Bücher davon es hier in der Villa gibt. Als hätte der Silberbaron jedes Buch, das über die Delfine des Amazonas geschrieben wurde. Obwohl er sich kein Stück für sie interessiert.« Sie legte den Kopf schief. »Und warum klebst du da draußen vor dem Fenster an der Wand wie ein Lizard?«

»Weil uns vielleicht etwas ganz anderes ruft«, flüsterte Pablo. »Nicht irgendwelche schweinchenfarbenen Delfine. Sondern …« Er legte eine kleine Kunstpause ein. »… ein neuer Fall.«

Ximenas Augen leuchteten auf. »Ein neuer Fall … für die Furchtlosen Drei? Mord? Diebstahl? Wieder irgendwelche ausgestorbenen Monster?«

»Im Moment«, sagte Pablo, »nur ein Fotograf, der sich höchstwahrscheinlich verlaufen hat. Aber die Zukunft von Miguels und Gitas Reisebüro hängt davon ab. Flüstern wir weiter durch ein Fenster oder kommst du raus?«

Ximena warf einen Blick auf ihren Großvater, der im Schlaf mit einer Hand seinen Gehstock mit dem silbernen Knauf umklammerte. Dann stieß sie das Fenster ein wenig weiter auf.

»Ich möchte ihn nicht stören«, wisperte sie, »indem ich die Vordertür benutze. Sie quietscht. Hallo, Hund, geh mal beiseite, ich springe.«

Als sie in der winzigen Seitengasse ankamen, in der das kleine Büro *Turismo verde novo* lag, stand davor ein altes Moped, das Pablo nicht kannte. Der Auspuff war mit Draht befestigt. Drinnen hörte er Stimmen – die von Miguel und Gita und noch einer Person. Einer aufgeregten Person.

»Sie sind also entweder mit ihrer Vorlesung an der Uni fertig oder nicht hingegangen, weil das hier wichtiger ist«, sagte Pablo.

Das Reisebüro bestand nur aus einem einzigen Raum in einem alten Haus hinter einem Gewirr von Telefon- und Stromdrähten in einem Hinterhof. Man sah von hier aus die strahlende Kuppel des Theaters,

aber im Gegensatz zum Theater verliefen sich hierher sicherlich nur wenige Touristen. Oder gar keine. Aber einen anderen Ort für ihr Büro konnten sich Gita und Miguel nicht leisten. Immerhin hatten sie eine Menge alter Töpfe voller Pflanzen in den Hof gestellt und die Tür, die schief in den Angeln hing, mit einer Urwaldszene bemalt.

»Ich frage mich, wie dieser Fotograf auf *Turismo verde novo* gekommen ist«, überlegte Ximena.

»Oh, übers Internet«, sagte Pablo. »Sie sind ein Geheimtipp.«

»So geheim, dass niemand von ihnen weiß«, meinte Ximena und lachte.

Der Hund kratzte an der Tür, er wollte zu Gita, der er eigentlich gehörte. Als Gita öffnete, schlüpften Pablo und Ximena mit in den kleinen Raum, in den der Schreibtisch, der uralte Computer und die vier Klappstühle kaum hineinpassten. Die Wände waren mit Landkarten von Brasilien und dem Amazonas bedeckt, und auf dem Bücherbrett an der Wand hockte neben Papierstapeln ein alter Plüschjaguar, dem ein Auge fehlte.

Hinter dem Schreibtisch saß Miguel und vor dem Schreibtisch ein Mann, den Pablo noch nie gesehen hatte und der einen Motorradhelm umklammerte, sichtlich nervös. Auf dem Tisch zwischen den beiden lag ein Handy, offenbar das des Helm-Typen. Gita legte den Finger an die Lippen und zog die Tür hinter den Kindern und dem Hund zu.

Pablo hatte nicht mal aufgesehen. Er starrte auf das Display des Handys, gemeinsam mit dem Helm-Typen.

»Noch mal«, sagte Miguel. »Können wir das in Zeitlupe sehen?«

Der Helm-Typ beugte sich über das Handy. »Bitte, aber das Bild wird nicht klarer«, meinte er. »Das ist alles, was wir haben, und ich versichere dir, Junge, ich gehe da nicht wieder rein, nicht für alles Geld der Welt. Ich habe sie nicht gesehen, aber sie war da, die ganze Zeit. Sie hat uns beobachtet, ich habe ihre Blicke im Nacken gespürt. Mir egal, wie du den Mann da rausholst, aber vergiss es, da musst du dir einen anderen suchen.«

Pablo und Ximena sahen sich an, nickten beide und krabbelten unter dem Tisch durch, um rechts und links von Miguel wieder aufzutauchen und auch einen Blick auf das Handydisplay zu erhaschen. »Kinder!«, rief der Moped-Typ. »Was tun die hier?«

»Oh, wir arbeiten für *Turismo verde novo«*, sagte Ximena rasch. »Im … Außendienst. Was ist das?«

»Dieses Video hat der Fotograf unserem Reiseführer geschickt, ein paar Stunden, nachdem er verschwunden war«, erklärte Pablo.

»Das ist sein letztes Lebenszeichen«, murmelte Gita, legte ihre Arme um den Hund und seufzte.

»Was zeigt es?«, fragte Ximena.

»Nichts«, sagte Miguel und schüttelte den Kopf. »Verwischte Schatten.«

»Oh doch, es zeigt etwas«, sagte der Moped-Typ, offenbar der Fremdenführer, den Miguel und Gita angestellt hatten. »Es zeigt ein Wesen, das seit Jahren in dem Stück Wald umgeht, in das der verrückte Amerikaner unbedingt wollte. Das Wesen, das ihn geholt hat. Der Fotograf hatte Angst, als er das Video geschickt hat, das hört man auf der Sprachnachricht. Das Video zeigt … die Baumfrau.«

»Die Baumfrau?«, wiederholten Ximena und Pablo gleichzeitig.

»Es gibt jede Menge Geschichten bei den Caboclos, die am Fluss wohnen«, wisperte der Moped-Typ. »Manche sagen, sie ist eine Tote. Manche sagen …«

»… Geschichten!« Miguel schnaubte.

Und dann begann das Video erneut: Pablo sah grüne Flecken, Blätter, Äste, nichts war scharf. Dann den Boden, Füße in wertvollen amerikanischen Wanderschuhen, verwackelt, dann wieder den Boden, ein Stück Erde ohne Laub. Spuren. Da waren menschliche Spuren, eindeutig, schmale Spuren. Dann schwenkte die Handykamera hoch, wieder war da nur Grün – und dann eine Bewegung, etwas schwang oder huschte durch die Äste, war fort, noch ein Kameraschwenk und wieder das Springen oder Schwingen oder Huschen. Dann eine Figur, weit weg von der Kamera. Eine Gestalt, die in einem Baum schwebte.

Oder war das gar keine Gestalt? War es nur ein weiterer dicker Ast? Die Kamera schwenkte weg, zurück auf den Boden. Pablo sah etwas Silbernes, Glänzendes. Wasser, dachte er, das Ufer eines Sees oder Flusses. Und darunter glitzerte etwas, etwas warf das Licht zurück wie tausend winzige Spiegel. Danach brach das Video ab.

Der Helm-Typ wischte über das Display, und eine Stimme füllte den kleinen Raum, verschwommen wie das Video, aber eindeutig panisch. Eine Stimme, deren Portugiesisch einen starken Akzent hatte.

»Sie ist hier«, sagte die Stimme gehetzt. »Hören Sie, holen Sie mich hier raus! Ich bin gefallen, ich weiß nicht, wie ich

zurückkomme … Mein Bein ist vielleicht gebrochen und ich habe mich verirrt … Zuerst wollte ich wissen, wer sie ist, ich war fasziniert, da sind diese Spuren … Aber jetzt … Sie ist überall. Und sie will nichts Gutes. Sie wird kommen, um mich …« Damit brach die Nachricht ab.

Pablo spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief.

»Die Baumfrau«, wisperte er noch einmal. Ximena hatte seine Hand genommen und drückte sie so fest, dass es wehtat.

Der Helm-Typ schnappte sich sein Handy und stand auf. »Ich bin fertig hier«, sagte er. »Ich habe euch erzählt, was ich erzählen konnte, ihr wisst, um welche Gegend es geht. Ihr könnt die Leute am Fluss fragen, auch wenn ich nicht glaube, dass da einer für euch arbeiten will. Ich suche mir bei einem anderen Reisebüro Arbeit, eine Menge Büros brauchen Touristenführer, die sich mit dem Urwald auskennen. Ich mache wieder Motorbootführungen zu Vogelbrutplätzen. Angeseiltes Baumklettern für Touristen. So was. *Tchau.*«

Damit setzte er den Helm auf, steckte das Handy ein und war zur Tür hinaus, ehe irgendjemand etwas sagen konnte.

Gita stand ebenfalls auf und legte eine Hand auf Miguels Arm. »Wir finden unseren Fotografen, bestimmt«, murmelte sie tröstend. »Sicher sitzt er irgendwo unter einem blühenden Baum und wartet auf uns, und alles, was er gesehen hat, war nur Einbildung. Es ist heiß da draußen. Es gibt Malariamücken. Leute sehen alles Mögliche.«

»Wann?«, fragte Miguel knapp. »Wann fahren wir?«

Gita zuckte mit den Schultern. »Morgen?«

»Wo genau müssen wir überhaupt hin?«, wollte Ximena mit leuchtenden Augen wissen. »Welches Schiff nehmen wir?«

Miguel seufzte. »*Ihr* nehmt überhaupt kein Schiff. Ihr bleibt hier und … und passt auf unser Detektivbüro auf. Nein, Reisebüro. Ich meinte Reisebüro. Keine Detektivspielchen. Diesmal ist es zu gefährlich.«

Pablo und Ximena sahen sich an. »Okay, okay«, sagte Ximena und lächelte brav. »Wir bleiben hier. Versprochen.«

Aber Pablo sah genau, wie sie hinter dem Rücken die Finger kreuzte.

ZWEITES KAPITEL,

in welchem ein Silberkettchen und ein altes Foto auftauchen und eine erstaunliche Tatsache über Tom Weißfeder ans Licht kommt

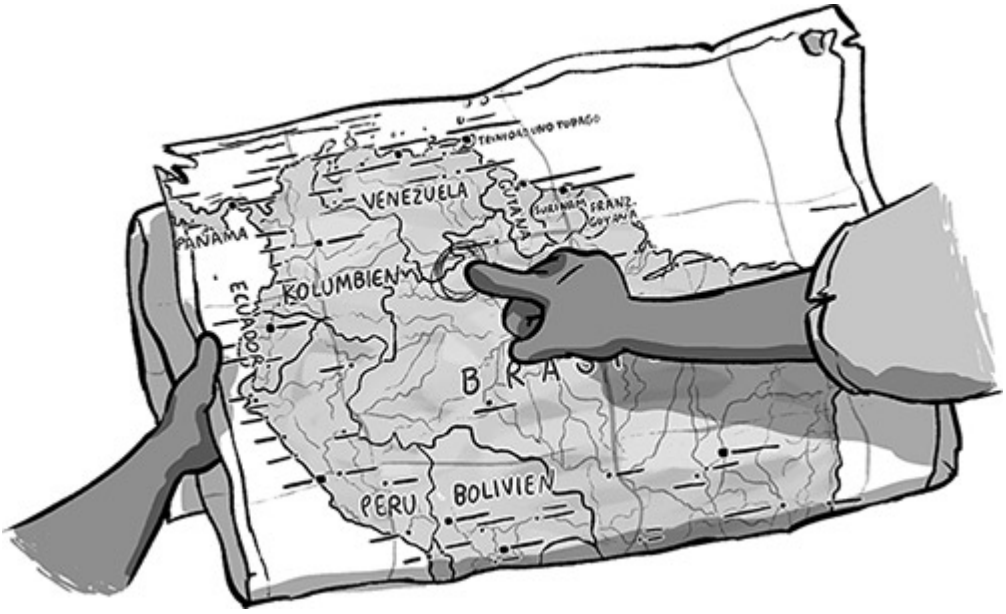
Als der Abend über Manaus hereinbrach, war der Platz vor dem alten Theater voller Musik. Senhor Gonzalez, der immer traurig aussah, spielte Geige zu einem unsichtbaren Orchester vom Band. Tom Weißfeder sang an einer anderen Stelle des Platzes seine Arien, Mama Maria verkaufte ihre hundert Sorten Saft aus dem Saftwagen, um den ihre auch ungefähr hundert kleinen Kinder wuselten. Und der Reisende im Rollstuhl hielt den Hut auf.

Die Cafés am Rand des Platzes waren voll mit jungen Leuten und Touristen, die möglicherweise Geld für Sänger und Geiger hatten – oder für einen Straßenjungen mit hungrigem Magen.

Alles war wie immer.

Aber dann war es doch nicht wie immer.

Pablo saß auf einer Bank, auf den Knien eine Karte, und dachte nach. Er hatte an diesem Abend nicht den Nerv zum Betteln und immerhin hatte er Miguels Sandwich im Magen.



Er fuhr mit dem Finger die Linien auf der Karte entlang, blaue Linien im Grün: Flüsse. Da war ein eingekreistes Gebiet, ganz im Norden des Landes, vor der Grenze zu Venezuela.

Miguel wusste nicht, dass die Karte an der Wand seines Reisebüros fehlte. Pablo war noch einmal zurückgegangen und durchs Fenster geklettert, um die Karte auszuleihen. Vermutlich hatte Miguel eine zweite in seinem Reisegepäck, also brauchte er diese nicht.

»Serra do … Aracá«, entzifferte Pablo. Buchstaben waren immer noch nicht seine besten Freunde. Miguel hatte sie ihm beigebracht, genau wie das Kartenlesen.

»Serra … das sind Berge«, sagte Pablo in die beginnende Nacht. »Hohe Berge. Felsen, Wasserfälle … Und der Fluss, den man hinauffahren muss, ist …« Er beugte sich tiefer über die Karte. »… der Rio Demini.«

Er schüttelte den Kopf. »Derselbe Fluss, den wir schon einmal raufgefahren sind. Der Fluss, in dem sie fast einen Staudamm gebaut hätten. Nur diesmal müssen wir viel, viel weiter. Vielleicht«, wisperte er, »gehen wir eines

Tages zu weit. Zu weit in den Wald hinein. Vielleicht kommen wir eines Tages nicht wieder. Wie der Fotograf.«

»Welcher Fotograf?«

Pablo fuhr herum. Hinter ihm ragte Tom Weißfeder auf: zwei Meter nordamerikanischer Indigener.

»Der, der Miguel und Gita verloren gegangen ist«, erklärte Pablo. »Er war der erste Kunde ihres Reisebüros. So ein Typ aus Amerika. Er wollte tiefer in den Wald, obwohl der Touristenführer gesagt hat, er soll es sein lassen … und dann … Keiner weiß, was dann geschehen ist. Der Fotograf hat ein Video geschickt, von einem … komisch huschenden Schatten. Etwas ist da im Wald. Etwas Böses.«

»Oder nur ein Tier?«, fragte Tom und grinste.

Pablo nickte langsam. »Möglich. Aber ich habe kein gutes Gefühl.«

Tom klappte seinen langen Körper zusammen und setzte sich neben Pablo auf die Bank. Dann streckte er die großen Hände aus und tastete, fand die Karte, strich über das raschelnde Papier. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Landkarten«, murmelte er träumerisch. »Oh … lange her, dass ich Karten gelesen habe … Karten vom Urwald und den Flüssen. Damals, als ich noch sehen konnte … weißt du, ich war nicht nur Opernsänger. Ich war auch Abenteurer. Ich war jung …« Er seufzte. »Gleich als sie mich eingeladen haben, für eine Saison in Manaus am Theater zu singen, wusste ich, dass ich den Urwald sehen musste. Und ich habe ihn gesehen. Er ist ganz anders als mein Land im Norden, die Steppen, die Weite, all das. Er ist das Gegenteil. So grün und voller Leben,

so voller Geheimnisse. Ich habe mein Herz verloren da draußen, ja, Pablo, ob du’s glaubst oder nicht.«

»Und dann hat er sein Augenlicht verloren«, sagte der Reisende im Rollstuhl, der neben sie gefahren war. Eine Gruppe Touristen spazierte vorüber und Tom Weißfeder legte lauschend den Kopf schief. »Entschuldigt mich«, sagte er und stand auf. »Da läuft Geld.«

Er stellte sich den Touristen in den Weg, nahm den Hut ab, hielt ihn vor sich und begann zu schmettern:

»Nessun dorma! Nessun dorma!

Tu pure, o Principessa, nella tua fredda stanza …«

»Schon wieder Puccini«, sagte der Reisende im Rollstuhl und seufzte. »Immer diese schlaflose Prinzessin, die die Sterne ansieht …« Er schnaubte. »Unser alter Tom sieht keine Sterne mehr. Der Urwald schluckt eine Menge Dinge. Er hat Toms Augenlicht geschluckt. Sieh dich vor, Pablo, wenn du wieder dort hinauswillst.«

»Quatsch«, stieß Pablo aus und lachte. Aber ihm war etwas unbehaglich zumute.

»Es stimmt«, meinte Mama Maria, die ihren Saftkarren herangerollert hatte. »Er kam wieder und war blind.«

»War abgerissen und schlief auf der Straße«, fiel Senhor Gonzalez, der mit seiner Geige ebenfalls herübergekommen war, ein. »Da draußen ist irgendetwas passiert. Etwas, das ihn mitgenommen hat. Über ein Jahr lang konnte er nicht singen, keinen Ton. Na ja, und jetzt kriegt er das Mitleid der Leute, verdient besser als ich, mich beachtet ja keiner.« Er knurrte ungehalten. Aber er war eigentlich immer knurrig.

»Was … ist denn mit seinen Augen?«, fragte Pablo. »Ich meine, hatte er einen Unfall?«

»Seine Augen sind völlig intakt«, sagte Mama Maria und hinderte eines ihrer kleinen Kinder daran, in eine Saftkanne zu fallen. »Er sieht nur nichts. Keiner weiß, warum das so ist. Wir glauben …« Sie senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. »Wir glauben, er hat da draußen etwas gesehen, das schuld an der Sache ist. Etwas, das ihn so sehr erschreckt hat, dass sein Gehirn sich einfach weigert, Dinge zu sehen.«

»Wo genau war er damals?«, fragte Pablo.

»In den Bergen ganz im Norden«, sagte Senhor Gonzalez. »Im Gebirge Serra do Aracá.«

Ximena drehte den winzigen Holzdelfin an der Schnur um ihr Handgelenk und stocherte dann mit der Gabel in ihrem Essen. Sie hatte keinen Hunger. Sie war zu aufgeregt.

»Was ist los?«, fragte der Silberbaron vom anderen Ende des Tisches. Er saß sehr weit entfernt, der Tisch war zu groß für sie beide.

Es gab nur einen Stuhl am Kopf- und einen am Fußende.

Dazwischen saß auf unsichtbaren Stühlen eine Art Abwesenheit. Die Abwesenheit ihrer Eltern, dachte Ximena. Sie saß seit fast zehn Jahren dort.

»Du brütest irgendwas aus«, sagte der Silberbaron und löffelte bedächtig seine Suppe mit dem Silberlöffel aus der kleinen Ansammlung komplizierter Bestecke, die neben seinem Teller aufgereiht lagen. »Wirst du krank oder planst du ein neues Abenteuer?«

Er lächelte kurz, merkte, dass er lächelte, und stellte das Lächeln ab.

»Krank kann sein«, entgegnete Ximena und bemühte sich, krank auszusehen. »Mir ist ein bisschen … na ja. Ich glaube, ich gehe heute früh ins Bett.«

Der Silberbaron schob den Teller beiseite, und das Hausmädchen trug den nächsten Gang auf, irgendeine Pastete aus Mais und Bohnen und lauter gesunden Dingen. Anderer Gang, anderes Besteck. Ximena hasste all diese komplizierten, veralteten Rituale, sie hätte viel lieber draußen auf der Straße ein Sandwich mit ihrem Freund Pablo gegessen.

»Glaub ja nicht, ich wüsste nicht, dass du dich schon wieder weggeschlichen hast, als ich in der Bibliothek eingenickt bin«, sagte der Silberbaron.

Ximena verschluckte sich fast an ihrem Saft. »Ich … war nur im Garten!«

»Der Gärtner war anderer Meinung.« Der Silberbaron tupfte mit der weißen Serviette an seinem Mund herum. »Und was ist das für ein Bücherstapel?«

»Ein, äh, Schulprojekt«, murmelte Ximena und legte schützend die Hand auf die Bücher. »Ich habe sie nur aus deiner Bibliothek ausgeliehen. Es ist ein Projekt über Botos.«

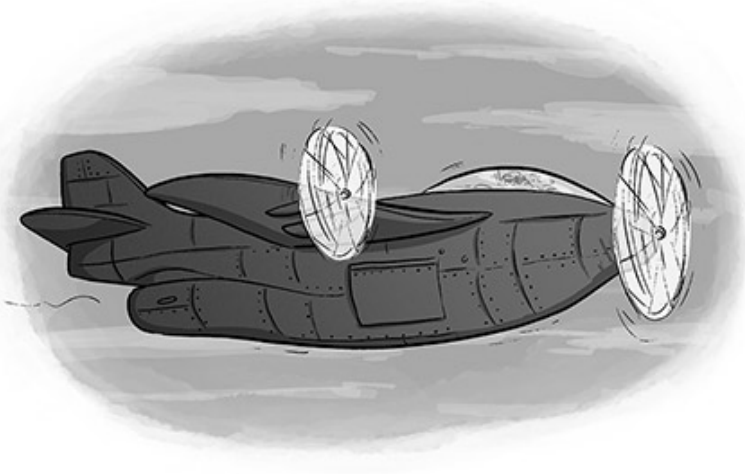
Sie berührte wieder den winzigen Holzdelfin an ihrem Handgelenk.

Der Baron seufzte. »Ich hätte dir dieses verflixte alte Stück Schnur nie zeigen sollen. Du steigerst dich in irgendetwas rein. Du willst herausfinden, was es bedeutet, weil es alles war, was du anhattest, als ich dich als Baby gefunden habe, da draußen im Wald. Aber du wirst es nicht herausfinden. Es ist unmöglich. Lass die Vergangenheit ruhen.«

»Warum?«

»Weil sie gefährlich ist.« Er seufzte wieder. »Es reicht doch, dass ich deinen Vater verloren habe, meinst du nicht?«

Dann aß er eine Weile schweigend und sehr umständlich die Pastete. Ximena hätte ihre Pastete gern geworfen. Nach dem Silberbaron. Damit er endlich aufhörte, so steif und gefroren zu sein. Als er sie das letzte Mal gerettet hatte, war er in einem Flugzeug in den Urwald geflogen. Verflixt, warum taute er immer nur für so kurze Zeit auf?



»Es ist sowieso nur für den Unterricht«, sagte sie. »Kann ich ja nichts für, wenn Senhora Oliveira will, dass ich etwas über die Echo-Ortung der Botos lerne. Wenn ich in eine normale Schule gehen würde, mit anderen Kindern, hätte ich nicht so komische Projekte. Was soll denn passieren? Glaubst du, ich werde plötzlich entführt?«

Der Silberbaron antwortete nicht.

»Warum hast du überhaupt so viele Bücher über Botos?«, fragte Ximena. »Es sind Dutzende.«

Wieder keine Antwort.

»Hallooo?« Sie winkte, und er schüttelte kurz den Kopf, als erwache er aus einem Traum.

»Ja? Hast du etwas gefragt? Mein Hörgerät macht mir zu schaffen.« Der Silberbaron drehte an einem kleinen Knopf in seinem Ohr, ein Piepen ertönte, aber Ximena war sich ziemlich sicher, dass das Hörgerät einwandfrei funktionierte.

»Meine Eltern«, sagte sie. »Sie hatten irgendwas mit den Botos zu tun, richtig? Ehe sie verschwunden sind? Gehörten die Bücher meinem Vater?«

»Ich kann die Botos nicht leiden. Welcher anständige Fisch im Amazonas ist schon rosa?«, knurrte der Silberbaron, was

keine Antwort auf Ximenas Frage war.

»Botos sind keine Fische, sie sind hochintelligente Säugetiere«, sagte Ximena. »Du glaubst doch nicht, die Botos sind irgendwie … schuld am Tod meiner Eltern?«

Der Silberbaron griff wieder an sein Ohr.

»Verflixt, ich muss das Hörgerät wirklich mal reparieren lassen«, murmelte er, legte sein Besteck hin und nahm seinen Gehstock mit dem silbernen Knauf. Seine Hände zitterten. »Du entschuldigst mich? Ich werde heute auf den Nachtisch verzichten. Ich bin müde.«

Als der Mond über Manaus stand, saß Ximena in ihrem weißen Nachthemd, dessen Rüschen sie hasste, in der Bibliothek im Lieblingssessel ihres Großvaters. Sie blätterte sich durch Bücher und Karten, murmelnd. »Serra do Aracá, Serra do Aracá …«

Es gab mehrere Artikel in Reiseführern, aber jeweils nur kurze. Die Berge der Serra do Aracá waren wild und hoch und bewaldet, und offenbar gab es einige Reisebüros, die Wanderungen in der Gegend anboten, aber nicht allzu viele.

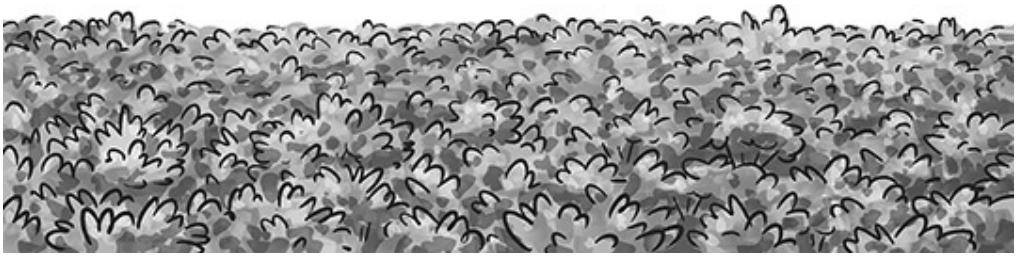
Warum, fragte sich Ximena, hatte der Silberbaron überhaupt Reiseführer für Touristen? Einer davon war sogar ziemlich neu, er trug noch den Aufkleber des Buchgeschäfts: Der Silberbaron hatte ihn erst im letzten Jahr gekauft.

»Er reist nie«, sagte Ximena in die Stille der Bibliothek. Und auf einmal grinste sie. »Er liest Reiseführer, statt zu reisen. Da kann er sicher und ruhig mit seinem Gehstock hier sitzen und die Welt sehen …« Sie sprang auf. »Aber wir, wir werden die Welt tatsächlich sehen«, erklärte sie entschlossen. Das Rückenkissen im Sessel des Silberbarons war verrutscht, als sie aufgesprungen war, und dahinter lugte die Ecke eines

Buches hervor. Sie zog es heraus: ein Bildband. Dünn, aber mit mehrfarbigen Seiten. Kaum Schrift.

»Wald und Farben«, las sie. »Ein Flugversuch.«

Der Bildband war abgegriffen, die Seiten oft umgeblättert, alt, die Bilder verblasst. Sie zeigten allesamt den Urwald. Manche den grünen, heilen Urwald. Manche seine Überbleibsel an Stellen, an denen er zerstört worden war: verkohlte Bäume, abgeholzte Stümpfe. Eine breite Straße, frisch in den Wald gefräst. Einen schwarzen See mitten im Grün, der sich dort auszubreiten schien wie ein Krebsgeschwür.



Und immer wieder, zwischendurch, waren da Fotos der Flussdelfine. Der Botos.

Aber das Licht der kleinen Leselampe neben dem Sessel zeigte Ximena noch etwas anderes: etwas Zerknautschtes, Großes, Buntes wie ein Stück Stoff. Oder wie ein noch nicht aufgebautes Zelt. Es gab ein Bild, auf dem die Botos mit ihren Schnäbeln gegen das Stoffgebilde stießen, das am Ufer lag.

»Was zum Teufel …?«, begann Ximena.

Dann blätterte sie um und begriff.

Das Bunte war jetzt ein riesiger Ballon. Auf der letzten Seite schwebte der Ballon über den Baumwipfeln.

»Ein Ballon«, flüsterte Ximena. »Es ist ein Heißluftballon. Im Wald. Jemand hat ein Buch darüber gemacht, dass im Urwald ein Heißluftballon steigt.« Sie schüttelte den Kopf. »Es ergibt keinen Sinn. Wahrscheinlich ist es also Kunst.«

Zwischen jener letzten Seite und dem Einband des Buches lag ein schmales Lesebändchen.

Und unten an dem Lesebändchen hing ein winziger Schlüssel. Kleiner als der Haustürschlüssel, kleiner als der Briefkastenschlüssel … Ximena wiegte ihn in der Hand und sah sich um.

Das einzig Verschließbare hier waren die Schubladen des alten Schreibtischs.

Sie ging hinüber und probierte den Schlüssel aus. Er passte ins Schloss der untersten Schublade, und Ximena wurde ganz kribbelig, als sie ihn umdrehte und die Schublade aufzog.

Darin lagen nur zwei Dinge:

ein sehr altes Foto und ein dünnes Silberkettchen mit einer schmalen Plakette. Sie hielt die Plakette dicht vor die Augen. Etwas war darauf eingraviert:

Sie schluckte. Ihre Hände waren schweißnass, als sie das Foto ins Licht hielt.

Darauf waren zwei junge Leute zu sehen, die an einem Felsen lehnten, ein Mann und eine Frau. Der Mann sah ein bisschen aus wie der Silberbaron, nur eben sehr viel jünger. Die Frau hatte langes, lockiges Haar, helle Haut und war ein bisschen pummelig. Sie war eindeutig keine Brasilianerin. Auf ihrem Arm hielt sie ein Baby und das Baby trug, doppelt um einen Oberarm geschlungen, ein Silberkettchen. *Das* Silberkettchen. Und um den Bauch eine Schnur, an der irgendetwas hing, möglicherweise ein winziger Holzdelfin?

Der Mann trug eine über den Knien abgeschnittene Jeans, die Frau einen kurzen Rock. Ansonsten waren sie nackt. Und hinter dem Felsen, über dem Felsen, um den Felsen wucherte der Urwald.

Ein Tropfen Wasser fiel auf das Bild, und Ximena sah zur Decke der Bibliothek hinauf und fragte sich, ob es durchregnete. Aber es regnete gar nicht, auch nicht draußen.

»Nee, ich heul doch nicht«, flüsterte sie. »Ganz bestimmt nicht. Es ist nur … ich habe noch nie ein Bild von euch gesehen. Warum hat er mir das hier nie gezeigt? Warum seid ihr tot? Es ist so ungerecht! Ihr hättet mich nicht verlassen dürfen! Ich muss da raus, in den Wald, und einen verschwundenen Fotografen finden, weil … weil wir die Furchtlosen Drei sind. Aber ich habe Angst, vor dem, was dort im Urwald ist. Auch wenn ich das Pablo nicht sagen werde. Wenn ihr da wärt, hätte ich keine Angst. Dann könntet ihr mir helfen. Ihr habt euch ausgekannt da draußen. Eines Tages … eines Tages finde ich eure Spur. Irgendwie. Aber jetzt ist erst der verflixte Fotograf dran.«

Sie schloss die Schublade, ohne das Bild zurückzulegen.

Sie würde es mitnehmen. Vielleicht beschützte es sie dort draußen auf irgendeine Weise.

Ximena musste endlich ihre Sachen packen. Das Schiff, das Miguel und Gita höchstwahrscheinlich nahmen, ging um sechs Uhr dreißig.

DRITTES KAPITEL,

in welchem zwei junge Damen mit Rüschenschirmen nicht häkeln, Fischernetze lebendig werden und ein seltsames Wasserwesen erscheint

Im feuchten Morgengrauen des nächsten Tages gingen zwei sehr adrette junge Mädchen an Bord des ersten Schiffes, das den Rio Negro hinauf nach Barcelos fahren würde.

Sie liefen mit kleinen, feinen Schritten über die Gangway, zwischen Großfamilien mit riesigen Taschen, Ziegen, Hühnern, Koffern und ein paar Touristen. Die Touristen machten Fotos von den Ziegen, Hühnern und Koffern – und von den beiden adretten Senhoritas, die in ihren altmodischen Kleidchen und mit ihren breitkrempigen Sonnenhüten und den Spitzensonnenschirmen wirklich ganz allerliebst aussahen.

Miguel, der seinen alten Rucksack trug und unausgeschlafen aussah, schüttelte sich. »Schau dir die beiden da an«, sagte er. »Wie zwei laufende Bonbons, sicher besuchen sie in Barcelos irgendeine Tante und ihre Mutter hat sie so ausstaffiert. Wie wollen sie mit diesen Kleidchen an Bord in einer Hängematte schlafen?«

»Ach, ich finde sie ganz süß«, sagte Gita. »Und der Hund offenbar auch, er will unbedingt zu ihnen … Nein, Hund, lass das, diese Spitzenkleidchen kann man nicht essen, bei Fuß.«

Sie hielt den Hund eisern an der Leine fest, und das war gut so, denn wäre er zu den beiden Mädchen gelaufen und wäre Gita ihm gefolgt, dann hätte sie etwas gehört, was sie nicht hören durfte.

Nämlich wie das eine Mädchen im blauen Spitzenkleid flüsterte: »Ich verstehe nicht, warum ich einen Hut tragen muss *und* einen Sonnenschirm, wenn es erst sechs Uhr morgens und noch gar keine Sonne da ist.«

»Damit dich Miguel nicht erkennt, Dummkopf«, wisperte das Mädchen in dem grünen Spitzenkleid. »Zieh den Hut tiefer in die Stirn! Und versuch, nicht so breitbeinig zu gehen. Trippeln, Pablo, trippeln! Wie eine Dame!«

»Lächerlich«, schnaubte Pablo, aber er gab sich Mühe, und *trippel-trippel-trippel!* – war er an Bord.

Kurz darauf standen sie mit ihren offiziell gelösten Fahrkarten an der Reling, und schließlich legte das Schiff ab und wandte seine Schnauze gen Nordwesten, den Rio Negro hinauf.

»Es ist nur gerecht«, wisperte Ximena, »dass du dich auch mal als Mädchen verkleiden musst, um nicht aufzufallen. Die letzten beiden Male war ich ein Straßenjunge.«

Pablo nieste und schnäuzte sich geräuschvoll in den Saum des Spitzenkleides und Ximena stöhnte. »Pablo! Feine Damen haben Taschentücher!«

»Wozu? Dieser Spitzenkram eignet sich prima«, sagte Pablo und lachte. Doch dann wurde er ernst und legte eine schmutzige Hand auf Ximenas saubere Hand. »Versprich mir eins, Ximena. Du springst diesmal *nicht* ins Wasser vor die

Motorschraube eines Schiffs, um mit den Botos zu schwimmen. Du weißt, dass du … in eine Art Trance verfällst, wenn du sie siehst. Falls welche da sind, guck einfach weg. Oder mach die Augen zu. Aber spring nicht rein. Sonst muss ich dich wieder retten, und Miguel und Gita merken, dass wir da sind, und schicken uns sofort nach Hause.«

Später saßen sie in der Hängematte, die Ximena mitgebracht hatte, zwischen den vielen anderen bunten Hängematten, die jetzt alle Schiffsdecks füllten. Sie schaukelten sacht und aßen Maniokchips aus einer Papiertüte, die Ximena am Hafen gekauft hatte.

»Wenn ich nicht dieses Zeug anhaben müsste, ließe es sich so ganz gut leben«, sagte Pablo und lehnte sich zurück. »Stell dir mal vor: den ganzen Tag in einer Hängematte liegen, keinen Hunger haben und sich vom Fluss tragen lassen … Vielleicht werde ich Reiseführer, später. Mache die Reisen mit den Touristen zusammen. Erzähle ihnen was über das Land. Meine Damen und Herren, hier sehen Sie den Rio Negro, den Fluss, auf dem die berühmten Furchtlosen Drei ihre wichtigsten Kriminalfälle lösten …«

»Psst!«, zischte Ximena.

»Aber es ist doch wahr! Als wir die Blutflecken im Büro der Lodge Las Boboletas …«

»Psst!« Sie hielt ihm ungeduldig ihren zusammengefalteten Sonnenschirm vor den Mund und nickte zur übernächsten Hängematte, einer leuchtend orangeroten. Darin saßen zwei Männer, ein sehr ausladender, gemütlicher und ein hagerer, und jetzt erkannte Pablo den einen: Es war der Typ mit Moped aus dem Reisebüro.

»Ich freue mich jedenfalls darauf zurückzukommen«, sagte der Ausladende jetzt. »Meine Güte, zwei Jahre Arbeit in der Stadt! Ich freue mich auf alles, auf jeden Baum, jede Hütte am Fluss. Weißt du, was? Ich freue mich sogar auf unseren

schwarzen See. Ich muss jetzt eine Weile keine Straßen mehr sehen, glaub mir.«

»Ich fahr nur bis Barcelos«, sagte der andere. »Hab drei Touristen mit, auf dem Oberdeck, die führ ich rum. Im Moment bin ich ganz froh, wenn ich nicht weiter nach Norden muss.«

»Warum? Je weiter im Norden, je weiter im Wald, desto besser. Ich hab die Berge vermisst. Die Felsen. Die Aussicht. Kannst du nicht mal bei uns eine Wandergruppe führen?«

»Hab ich«, knurrte der andere. »Hab ich. Genau das. Aber die Leute sind unvernünftig. Sie wollen zu weit rein. Nie wieder, ich sag es dir. So ein verrückter Ami-Fotograf, der bei jedem Schmetterling Jubelschreie ausstößt, wollte in Richtung Serra do Aracá, hatte irgendwie davon gehört, dass die Berge da malerisch und unberührt sind. Haha.«

»Der … Fall, hm, schlechte Richtung«, murmelte der pummeligere Mann. »Gibt es immer noch dieselben Gerüchte wie damals, vor zwei Jahren?«

Der Moped-Typ nickte. Dann sagte er ganz, ganz leise, so leise, dass Ximena sich weiter vorbeugen musste: »Ich habe sie gesehen.«

»Die Baumfrau?«, flüsterte der Pummelige.

Der andere nickte. »Ganz kurz. Für Sekunden. Weniger. Aber das hat mir gereicht. Mich sieht das Dorf so schnell nicht wieder. Grüß mir die Felsen im Fluss, wo die Kinder spielen, grüß mir meine Mutter, ja? Und halt dich fern von dem schwarzen See. Manche erzählen, man sieht das Spiegelbild

der Baumfrau dadrin, nachts, bei Vollmond. Obwohl sie weit weg ist.«

Ximena hatte sich noch weiter vorgebeugt und kippte aus der Hängematte. Die Männer sprangen auf, erschrocken, als wäre ein Geist hinter ihnen aus der Matte gefallen. Dann fingen sie sich und der Hagere half Ximena auf. »Junge Dame«, meinte er. »Hängematten können gefährlich sein. Das schöne Kleid!« Er strich ein paar Falten aus Ximenas Seidenrock, ungeschickt, aber bemüht. »Das sind doch mal anständige junge Damen«, sagte er. »Gestern, in dem komischen kleinen Studentenreisebüro, da war ein völlig wildes Mädchen mit zerzausten Haaren und Hosen, das behauptet hat, es arbeite im Büro und das unbedingt in den Urwald hinauswollte, völlig wild.«

»Na, so was«, sagte Ximena. »Meine Schwester und ich, wir arbeiten überhaupt nicht. Wir besuchen unsere alte Tante, um mit ihr zu sticken und zu häkeln.« Sie knickste adrett und trippelte davon. Pablo bemühte sich, ihr nachzutrippeln, den unförmigen Sonnenschirm unterm Arm. Er gab ihm einen kleinen Schubs, sodass er sich hübsch drehte.

An der Reling des Schiffes sahen sie sich um. Die Männer waren in eine andere Richtung über das Deck gegangen und da brach das Lachen aus ihnen heraus.

»Du … du bist eine wundervolle Schwester!«, prustete Ximena.

»Und du … stell dir mal vor, wie du häkelst!«, keuchte Pablo.

Aber irgendwann wurden sie ernst, und Pablo sagte: »Ihr Spiegelbild ist im schwarzen See.«

»Die Leute glauben ja so viele komische Dinge«, meinte Ximena und lachte, doch diesmal klang das Lachen unecht. Es klang, als hätte sie Angst.

»Hör mal, wenn wir diesen Fotografen wiederfinden«, sagte Pablo. »Dann hauen wir einfach ab, okay? Wir nehmen ihn mit und hauen ab.«

»Willst du denn nicht herausfinden, wer diese Baumfrau ist?«

»Nein«, sagte Pablo. »Überhaupt nicht. Wenn jemand nicht in sein Dorf zurückwill, weil er sie gesehen hat, reicht mir das völlig. Vielleicht ist es eine Verrückte, die im Wald herumschleicht und Leute fängt und schreckliche Sachen mit ihnen anstellt. Dann kann sie gern weiter da wohnen und verrückt sein, aber ohne mich.«

»Du wolltest immer ein Abenteurer sein. Ein Entdecker. Ein Held. Du weißt schon, auf einem edlen Pferd durch den Dschungel reiten … mit Silbersporen …«

In diesem Moment drückte sich etwas an Pablos Bein und er schrie auf.

Ximena schrie ebenfalls.

Doch da sahen sie hinunter, und da stand der Hund und sah erwartungsvoll zu ihnen herauf, schwanzwedelnd. Ich habe euch gefunden!, lag in seinem Blick. Das war ein tolles Versteckspiel, aber jetzt hab ich euch! Wir erleben also wieder zusammen ein Abenteuer!

»Oh, tut mir leid, wenn mein Hund euch erschreckt hat, Mädchen«, sagte jemand hinter dem Hund. Es war Gita.

Pablo senkte rasch den Blick, damit sie nur seinen Hut sah, und Ximena spannte ihren Sonnenschirm auf.

»Oh, so ein riiiesiger Hund!«, flötete sie mit einer viel höheren Stimme als sonst. »Beißt er?«

»Ach was, kein bisschen«, entgegnete Gita und nahm den Hund am Halsband. »Komisch, er scheint unbedingt zu euch zu wollen … Seid ihr ganz allein unterwegs?«

»Wir fahren zu unserer Tante!«, flöteten Ximena und Pablo im Chor. »Zum Häkeln und Sticken!« Und sie lüfteten ihre Röcke ein wenig und trippelten rasch davon, durch den Wald aus bunten Hängematten, ehe Gita genauer hinsah.

In Barcelos stiegen sie einen Tag später auf ein anderes Schiff um, ein kleineres, das den Rio Demini hochfuhr. Aber es fuhr, sie wussten das vom letzten Mal, nur ein Stück.

Und dann waren sie wieder in dem Ort, in dem sie schon einmal ein Boot geliehen hatten. Sie brauchten wieder eines.

Alle Passagiere, die ausstiegen, hatten irgendetwas in dem Ort zu tun, liefen über die Stege zwischen den Stelzenhäusern davon, und am Ende standen nur noch Miguel, Gita, der Hund und die beiden berüschten jungen Mädchen auf dem Steg.

Da packte das eine junge Mädchen das andere an der Hand und sie liefen rasch ebenfalls zwischen die Häuser hinein und bogen um eine Ecke.

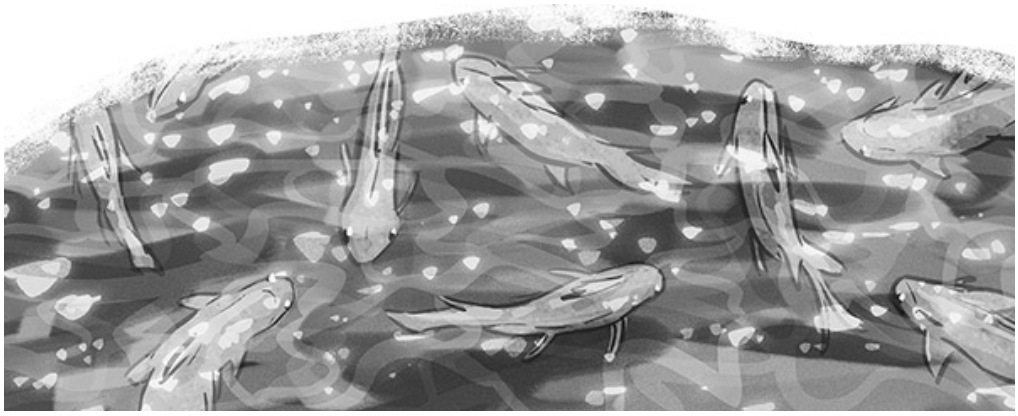
»Puuh«, sagte Ximena. »Hier wohnt also die häkelnde, stickende Tante.« Sie nahm den Hut ab und strich sich das Haar nach hinten.

»Wann kann ich endlich dieses Zeug ausziehen?«, fragte Pablo. »Es ist heiß! Und unbequem! Ich fühle mich wie eine ausgestopfte Wurst. Eine Rüschenwurst. Können wir ihnen jetzt nicht sagen, dass wir hier sind?«

»Noch nicht«, meinte Ximena. »Hier haben sie immer noch die Chance, uns mit dem nächsten Boot zurückzuschicken. Schau mal, der holt ein Boot … Kann es sein, dass er es für Miguel und Gita holt? Um es ihnen zu vermieten?«

Das Boot war nicht nur ein Boot, es war eine schwimmende Hütte, ganz geflochten aus Palmstroh. Nur vorne und hinten ragten die Enden des eigentlichen Bootes heraus. Ganz hinten lag ein Haufen Fischernetze.

Die beiden sahen sich an und Pablo nickte.



Als der Mann sein Boot unter dem hohen Stelzensteg hindurchstakte, auf dem sie standen, zählten sie gemeinsam lautlos. Eins, zwei, drei.

Bei drei sprangen sie.

Der Mann drehte sich verwirrt um, als sein Boot plötzlich schwankte. Die Fischernetze hinten schienen zu verrutschen,

lagen dann jedoch still. So richtig sah der Mann es nicht, denn er stakte im Bug und die schattige Palmstrohhütte befand sich zwischen ihnen und dem Heck. »Komisch«, murmelte er. »Na, hat wahrscheinlich wieder irgendein ungezogenes Kind einen Stein geworfen …«

Er hob die Netze nicht hoch.

Eine Stunde später stakten die Gründer einer kleinen Reiseagentur eine schwimmende Palmstrohhütte den Rio Demini hinauf, mit an Bord einen schweren Rucksack voller Ausrüstung, um im Urwald zu überleben – sowie einen großen grauen Hund.

»Was sollen wir mit den Fischernetzen?«, fragte Gita.

»Keine Ahnung, der Hund scheint sie zu mögen, er liegt die ganze Zeit auf ihnen«, meinte Miguel und lachte. »Wir können den Fotografen damit aus dem Fluss fischen, wenn wir ihn finden.«

»Ich sag es ungern, aber da ist ein Wasserfall zwischen der Serra do Aracá und hier«, sagte Gita. »Genau der Wasserfall, den wir gerettet haben. Wo sie das umweltschädliche Kraftwerk nicht gebaut haben. Wir werden von da aus leider laufen müssen oder willst du das Boot dort hochtragen?«

»Für dich trage ich doch alles, selbst ein Boot«, meinte Miguel, zog sie an sich und küsste sie.

»Warte«, sagte Gita, als sie aus dem Kuss auftauchte. »Machen die Fischernetze hinten im Boot gerade Geräusche, als müssten sie sich übergeben?«

Sie sahen die Netze eine Weile verwundert an. »Muss der Hund gewesen sein«, murmelte Miguel dann mit einem Schulterzucken. »Vielleicht mag er es nicht, wenn wir knutschen.«

»Wir sollten eigentlich auch ernst sein«, meinte Gita. »Ich meine … das Video war schon gruselig.«

»Allerliebste Gita, Videos kann jeder fälschen«, sagte Miguel. »Ich glaube weder an die Baumfrau noch an irgendwelche Geister oder Monster im Urwald. Denk an die Mapinguaris, die es auch nicht gab. Es wird sich alles als harmlos herausstellen. Wir werden unseren verirrten Touristen finden und ihn zurückbringen. Das ist alles.Sorgen mache ich mir mehr über die Prüfungen, die wir vielleicht verpassen. Aber es ist eigentlich eine sehr hübsche Reise, wir beide in diesem Hausboot … fast wie eine Hochzeitsreise, meinst du nicht?«

»Wenn du mich jetzt wieder küsst, kotzt der Hund«, sagte Gita.

»O nein, machen die das jetzt die ganze Zeit?«, stöhnte Ximena ganz leise unter den Fischernetzen.

»Sie nehmen die Sache nicht ernst«, wisperte Pablo.

»Vielleicht haben sie recht, und sie ist nicht ernst«, flüsterte Ximena. »Irgendwie wäre das schade, aber irgendwie auch wieder ganz erleichternd.«

»Also wenn sie nicht ernst ist«, flüsterte Pablo und lugte durch die Maschen des Netzes auf den Fluss hinaus, »dann erklär mir, warum wir verfolgt werden.«

»Werden wir?« Ximena schob ebenfalls ein paar Maschen auseinander.

Pablo zeigte stumm auf den schmalen Einbaum, der ein gutes Stück weiter flussabwärts nahe am Ufer schwamm. Er bewegte sich den Fluss hinauf, genau wie ihr Hausboot.

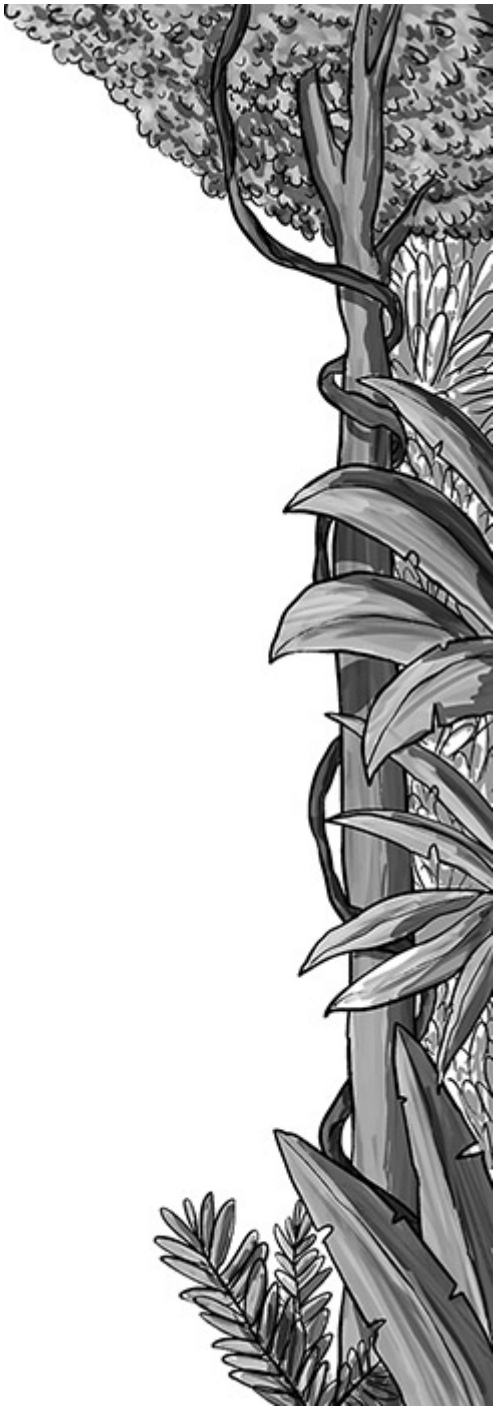
Das Seltsame war, dass niemand darin saß.

»Der treibt nur so auf dem Fluss«, flüsterte Ximena.

»Gegen die Strömung?«, wisperte Pablo.

Aber jetzt fiel der Einbaum zurück, der Demini machte eine seiner weiten Biegungen und der Einbaum war fort.

Fast vergaß Pablo ihn. Er döste in der Hitze ein, wachte wieder auf, döste weiter und träumte: davon, wie er tatsächlich auf einem Pferd durch den Urwald ritt. Das Pferd war schwarz und er selbst war erwachsen. Er sah die Silbersporen an seinen Stiefeln glänzen, aber sie waren nur Zierde, er hatte keine Lust, das Pferd damit zu ärgern. Er trug eine Jeans ohne Löcher, ein sauberes weißes Hemd und einen breitkrempigen Hut – einen für Abenteurer. Er ritt einen schmalen Pfad am Fluss entlang und da, plötzlich, sah er etwas über dem Pfad durch die Äste huschen. Das Pferd scheute, stieg mit den Vorderbeinen in die Luft und wieherte.



Da war das Huschen wieder – der Schatten. Pablo sah ihn jetzt deutlicher. Er war schwarz, breitete zwei riesige Flügel aus und stürzte sich aus den Bäumen, verdunkelte das Tageslicht mit seinen Schwingen. Das Pferd warf ihn ab und Pablo lag auf dem Boden und sah den Schatten näher kommen, näher und näher … Da sprang jemand aus einem

Busch, stellte sich vor ihn und schrie: »Halt!« Der Schatten hielt einfach an, fror in der Luft ein.

Die Gestalt, die aus dem Busch gekommen war, sah zu Pablo hinab und lächelte.

Es war Ximena. Aber sie war erwachsen. Ihr braunes Lockenhaar fiel offen bis zu ihrem Po, sie trug ein grünes Seidenkleid, aber seitlich hatte sie einen langen Schlitz hineingeschnitten, um sich besser bewegen zu können.

»Du kannst die Baumfrau nicht allein besiegen«, sagte sie zu Pablo und streckte die Hand aus, um ihm aufzuhelfen. »Das müssen wir zusammen tun. Wir sind die Furchtlosen Drei, schon vergessen?«

»Aber wo ist der Dritte?«, fragte Pablo.

In diesem Moment wachte er auf, weil das Boot schwankte.

Es wurde gerade Nacht und Ximena saß neben ihm und sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Unser Verfolger!«, flüsterte sie. »Er war vorhin wieder da. Eine ganze Weile. Das heißt, der Einbaum war da. Nun ist er weg und jetzt … uaaaah … Was ist das?«

Das Boot schwankte stärker. Als versuchte eine große, unsichtbare Hand, es umzustoßen.

Pablo hörte, wie Gita und Miguel schrien. Der Hund bellte wie verrückt. Ximena klammerte sich an Pablos Arm. Und dann – dann kippte ihr Gefährt samt dem hübschen geflochtenen Palmstrohhaus einfach um. Sie fielen ins Wasser.

Pablo kam hoch und hielt sich an dem Boot fest, das auf der Seite lag. Langsam trieben zwei Rüschenschirme und zwei Hüte fort.

»Was … was ist da … unter Wasser?«, fragte Ximena.

»Ximena!«, rief Gita, die neben ihr aufgetaucht war. »Das bist ja *du*!«

»Pablo!«, keuchte Miguel. »Was zum Teufel …? Habt ihr das Boot umgekippt?«

»Nein!«, sagte Pablo. »Das war unser Verfolger, aber er ist unsichtbar …«

Er fühlte, wie etwas unter Wasser gegen ihn stieß. Etwas Großes, Plumpes. Unter Wasser war ein Schatten, aber das letzte Licht wich, es wurde zu rasch dunkel, und er sah nichts mehr. Das Große, Plumpe stieß ihn noch einmal an. Dann tauchte neben ihm etwas auf, das aussah wie Nasenlöcher. Und dann kam ein Kopf hoch.

Zwei kleine schwarze Augen sahen ihn an, und im ersten Moment dachte Pablo: Das ist sie. Die Baumfrau. Sie hat sich in ein Wasserwesen verwandelt, ein Wasserwesen ohne richtiges Gesicht, ein Monster wie ein Klumpen Erde.

Aber da rief jemand vom Ufer her.

»Pablo? Ximena? Seid ihr das? Ist ja unglaublich, an dieser Stelle des Flusses kentert ihr jedes Mal!«

Pablo fuhr herum. Er sah in der Dunkelheit nicht, wer am Ufer stand, aber er kannte die Stimme. Es war Davi. Der dritte der Furchtlosen Drei.

Und jetzt stürzte er sich ins Wasser und kam zu ihnen geschwommen.

»Also nein«, meinte er zu dem seltsamen Wesen, das im Dunkeln neben ihnen aufgetaucht war. »Tut mir leid«, sagte er, »ich weiß auch nicht, warum sie das tut. Ich glaube, sie mag keine Boote.«

»Sie?«, fragte Gita, ein wenig ängstlich.

»Meine Seekuh«, erklärte Davi wassertretend. »Das Manati hier. Sie ist harmlos. Seekühe fressen nur Wasserpflanzen. Ich beobachte euch schon eine Weile …«

»Wir sind auf dem Weg zu einem neuen Fall«, sagte Ximena. »Himmel, dann warst du das in dem Einbaum hinter uns? Jetzt verstehe ich, wie er vorangekommen ist! Dein Manati ist unter dem Einbaum geschwommen, richtig? Du hast dich einfach flach hineingelegt, damit wir dich nicht sehen! Guter Trick, Mannomann. Wir sind echt drauf reingefallen.«

Davi zog an einer Seite an dem Hausboot, damit es sich wieder aufrichtete, und sie kletterten alle hinein. Alle bis auf das Manati, das lieber im Wasser blieb.

»Nein«, sagte Davi dann. »Ich habe euch vom Ufer aus beobachtet. Wenn ihr einen Einbaum gesehen habt … meiner war das nicht.«

Sie sahen alle den Rio Demini entlang, aber in der Nacht konnte man wenig erkennen. Der Einbaum schien wieder verschwunden zu sein. Nur die Sterne spiegelten sich eitel im Fluss.

»Also?«, fragte Davi. »Was für einen Fall lösen wir?«

VIERTES KAPITEL,

in welchem die Detektive den Wald von oben sehen, es sehr eng wird und sie eine gruselige Entdeckung machen

Es war wirklich sehr viel bequemer ohne die Rüschenkleider.

Pablo hatte in seiner alten, bunt gewebten Tasche das einzige T-Shirt und die einzige Hose, die er besaß, mitgenommen. Ximena hatte vergessen, etwas mitzunehmen, sodass sie sich darauf einigten, dass sie das T-Shirt nahm und Pablo die Hose. Davi schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum ihr unbedingt Stoff um euch herum haben müsst«, sagte er. »Eine rote Schnur um den Bauch reicht völlig, genau so, wie es alle in meinem Stamm tragen.«

Er deutete auf die Schnur an Ximenas Handgelenk. »Du hast eine. Aber an der falschen Körperstelle.«

»Sie wäre etwas klein jetzt, aber ich *hatte* sie mal um den Bauch«, erklärte Ximena und lachte. »Als Baby. So hat mich der Silberbaron nämlich gefunden. Jemand hat ihm gesagt, dass ich allein im Urwald bin, und er ist gekommen, um mich abzuholen. Ich nehme allerdings durchaus an, dass ich noch etwas anderes getragen habe. Ein Silberkettchen, so ein Taufgeschenk, mit meinem Namen. Sonst hätte ja niemand gewusst, wer ich war.« Sie überlegte kurz. »Aber vielleicht

hatte jemand mir das Silberkettchen einfach so umgebunden und es gehörte mir überhaupt nicht? Das heißt, vielleicht bin ich gar nicht Ximena, die Enkelin des Silberbarons? Vielleicht bin ich … jemand ganz anderes?« Ihre Augen begannen zu leuchten, man sah es ganz deutlich im Licht des Mondes, der jetzt den Rio Demini anstrahlte. »Ich könnte jeder sein! Ich bin vielleicht ein Mädchen aus einem unkontaktierten Stamm wie deinem, Davi! In diesem Fall muss ich nie mehr Unterricht bei einem Privatlehrer haben und nie mehr mit fünf verschiedenen Sorten Besteck essen, ich kann einfach im Wald wohnen und …«

Davi nahm eine ihrer dunkelbraunen Locken in die Hand. »Die wären falsch«, sagte er. »Für einen Stamm wie meinen. Sie müssten schwarz und glatt sein. Ich fürchte, du bist, wer du bist. Deine Mutter war Europäerin, oder?«

Ximena seufzte. »Ja, und sie ist tot und kann mir nie erzählen, wer ich wirklich war.« Sie streckte die Hand ins Wasser und streichelte das Manati, das nebenherschwamm und freundlich seine Nasenlöcher aus dem Wasser streckte, als wolle es sie trösten. »Okay, finden wir den Fotografen.«

Sie brauchten diesmal zwei Tage, bis sie den ersten Wasserfall und den ehemaligen Staudamm erreichten. Es waren zwei sehr schöne Tage, denn Miguel und Gita vergaßen, sauer zu sein, weil Pablo und Ximena da waren.

Eigentlich wirkten sie eher erleichtert, vor allem über Davis Anwesenheit.

Davi konnte den Wald und den Fluss lesen wie andere ein Buch.

»Das ist der falsche Flussarm, der führt ins Nichts«, sagte er oder: »Das ist eine gute Stelle zum Fischen«, oder: »Hier sollten wir lieber nicht übernachten, hier wohnt ein Jaguar, der

Junge hat.« Oder, am dritten Tag ihrer Reise: »Da vorne liegt ein Einbaum am Ufer. In dem Gewirr aus überhängenden Zweigen.«

»Ich sehe keinen Einbaum«, sagte Gita.

»Ich auch nicht«, sagte Davi. »Ich sehe die Spuren eines Einbaums, der durch die Äste gefahren ist.« Er teilte die Äste, und da lag er, der Einbaum, am Ufer festgemacht.

»Wer auch immer darin war, er ist ausgestiegen«, kombinierte Davi, »und an Land weitergegangen. Das verraten die Spuren.«

Es gab zwar keine Fußspuren, aber Davi las auch geknickte Äste.

»Wenn das der Mensch ist, der uns gefolgt ist«, meinte Davi, »dann hat er uns nachts überholt.«

»Aber es war niemand in dem Einbaum«, sagte Pablo leise.

»Dann hat Niemand diese Spuren gemacht. Und wir sollten Niemand unbedingt fragen, was das Ganze soll.« Davi grinste.

»Aber warum ist er ausgestiegen?«, fragte Gita. »Gerade hier?«

Davi grinste noch breiter. »Weil hinter der nächsten Biegung der Wasserfall vom kaputten Kraftwerk liegt. Hört ihr es nicht? Von hier aus müssen wir laufen.« Er sprang ins trübe

Wasser, schnalzte mit der Zunge und das Manati schwamm neben ihm her zum Ufer.

»Ich werde es tragen.«

»Ein Manati wiegt bis fünfhundert Kilo«, überlegte Gita. »Das weiß ich aus dem Studium.«

»Zum Glück ist dieses hier ein Kind«, sagte Davi. »Deshalb ist er ja bei mir. Es muss seine Mutter verloren haben. In den beiden Monaten, die ich es habe, ist es ordentlich gewachsen und hat vermutlich eine Tonne Pflanzen gegessen, aber fünfhundert Kilo wiegt es nicht. Wir haben doch noch die Fischernetze, die im Boot lagen.«

»Aber …«

»Wir können es nicht dalassen, es ist sehr sozial und würde mich vermissen«, sagte Davi ernst. »Es ist noch ein Kind. Entweder das Manati und ich gehen mit – oder keiner von uns beiden.«

Miguel seufzte. Gita seufzte. Der Hund seufzte.

Und dann legten sie die Netze zu einer Art Hängematte zusammen. Wenig später waren sie hügelaufwärts unterwegs, durch Felsen und dornigen Wald, zwischen sich ein schwebendes Manati. Sie hielten es wie mit einem Feuerwehrtuch, und falls jemand sie sah, würde derjenige oder diejenige den Kopf schütteln.

Und er – oder sie – würde zu sich selbst sagen: »Sie sind vollkommen verrückt. Vollkommen. Zuerst verkleiden sie sich mit Rüschenkleidern und spitzenbesetzten Sonnenschirmen und jetzt tragen sie Seekühe spazieren. Und sie schweben die ganze Zeit in Lebensgefahr und wissen es nicht.«

Oben setzten sie das Manati wieder in den Fluss, wo es erleichtert herumzuplanschen begann.

Eine Weile standen sie da und rangen nach Luft und betrachteten das Gebiet des ehemaligen Stausees. Natürlich waren die gefällten Bäume nicht alle in einem Jahr nachgewachsen, aber der Urwald hatte wieder begonnen zu wuchern. Der Rio Demini lag bequem in seinem alten Bett und umfloss das Kraftwerk, das nur so kurz in Betrieb gewesen war.

Gita schüttelte sich. »Ich denke gar nicht gern an die Zeit zurück, in der wir in der Höhle gefangen saßen«, sagte sie. »Die Dunkelheit und die Kälte und diese wahnsinnigen Menschen, die uns um ein Haar alle umgebracht hätten.«

»Wir sollten gehen«, meinte Pablo. »Es ist noch verdammt weit zu Fuß bis in die Serra do Aracá. Drei Tage oder so.«

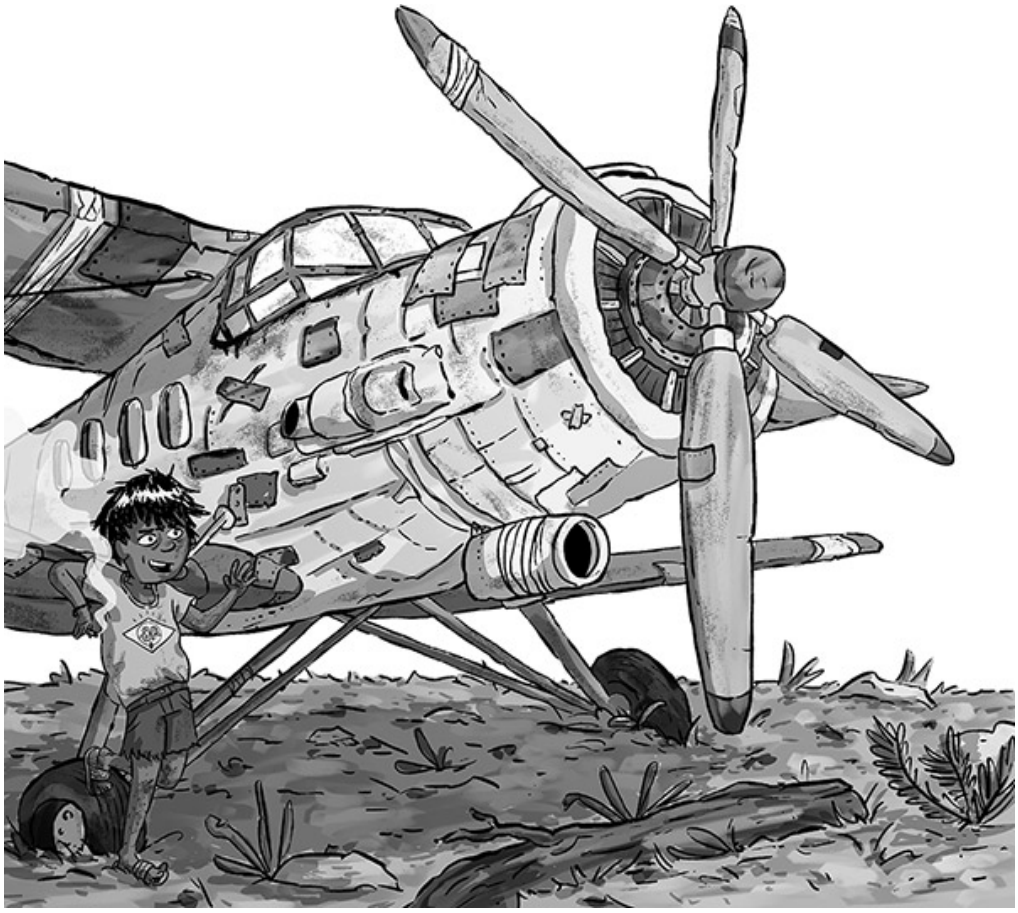
»Das Leben eines Abenteurers ist hart und voller Entbehrungen«, sagte Ximena dramatisch. »Naturnah und wundervoll …«

»Aber da drüben steht ein Flugzeug«, sagte Davi. »Können wir nicht das nehmen?«

Sie alle folgten seinem Blick. Tatsächlich, auf der ehemaligen Landepiste des Wasserkraftwerkes stand eine kleine Maschine. Sie war nicht so hübsch grün wie die grüne Erbse, in der sie schon zweimal geflogen waren, aber offenbar noch um einiges älter. Sie sahen es, als sie näher gingen: Dieses Flugzeug war an Klapprigkeit kaum zu übertreffen.

Neben dem Flugzeug lehnte ein junger Mann mit pechschwarzem Haar, einer Zigarette und einem dunklem T-Shirt mit dem abblätternden Aufdruck *BP Petrabros Brasilien* sowie der Brasilienflagge. Er strich sich das gegelte Haar zurück, als er sie kommen sah, trat die Zigarette mit seinen Gummischlappen aus und holte einen Schlüssel aus seiner

kurz abgeschnittenen, sehr ausgefransten Jeans, die schon bessere Tage gesehen hatte.



Pablo schätzte ihn ungefähr so alt wie Miguel und Gita.

»Hey, Leute«, sagte er und nickte betont cool. »Interesse an ’nem Rundflug?«

»Moment, du … wartest auf dieser alten Piste den ganzen Tag lang, ob irgendein Tourist *zufällig* in dieses gottverlassene Gebiet gewandert kommt und einen *Rundflug* zahlen will?«, fragte Gita misstrauisch.

Der Typ lachte. »Nicht ganz. Ich bin notgelandet. Hatte ein Problem mit dem Motor. Aber ich hab’s gelöst.« Er hob die Hände, und sie sahen, dass sie schwarz und ölig waren. »Eigentlich mach ich Rundflüge über der Serra do Aracá. Felsen, Riesenwasserfälle, all so was. Abenteuertourismus. Ich hol die Touristen in Barcelos ab.«

»Und für wen arbeitest du? Für ein Reisebüro?«, fragte Miguel.

Der Typ schüttelte den Kopf. »Das ist unser Flieger. Er gehört meinem Ort. Geschenk von denen.« Er zeigte auf sein T-Shirt.

Pablo sah Ximena an, und Ximena zuckte mit den Schultern, genau wie Davi.

»Du fliegst wirklich … über der Serra do Aracá?«, fragte Miguel erstaunt. »Genau da wollen wir zusammen hin. In einen Ort namens …« Er holte sein Handy umständlich heraus und sah nach. »… Terra de Esperança.«

Der Typ grinste. »Der allerbeste Ort der Welt«, sagte er. »Mein Ort.« Er streckte die Hand aus und schüttelte die von Miguel, dann die von Gita. »Wir sind im Geschäft, ich bin Gabriel. Springt an Bord. Ihr seid fünf, das wird etwas eng, aber müsste gehen …«

»Fünf und ein Hund«, verbesserte Gita.

»Fünf und ein Hund und ein Manati«, ergänzte Davi.

»Ein Manati? Du nimmst mich auf den Arm.«

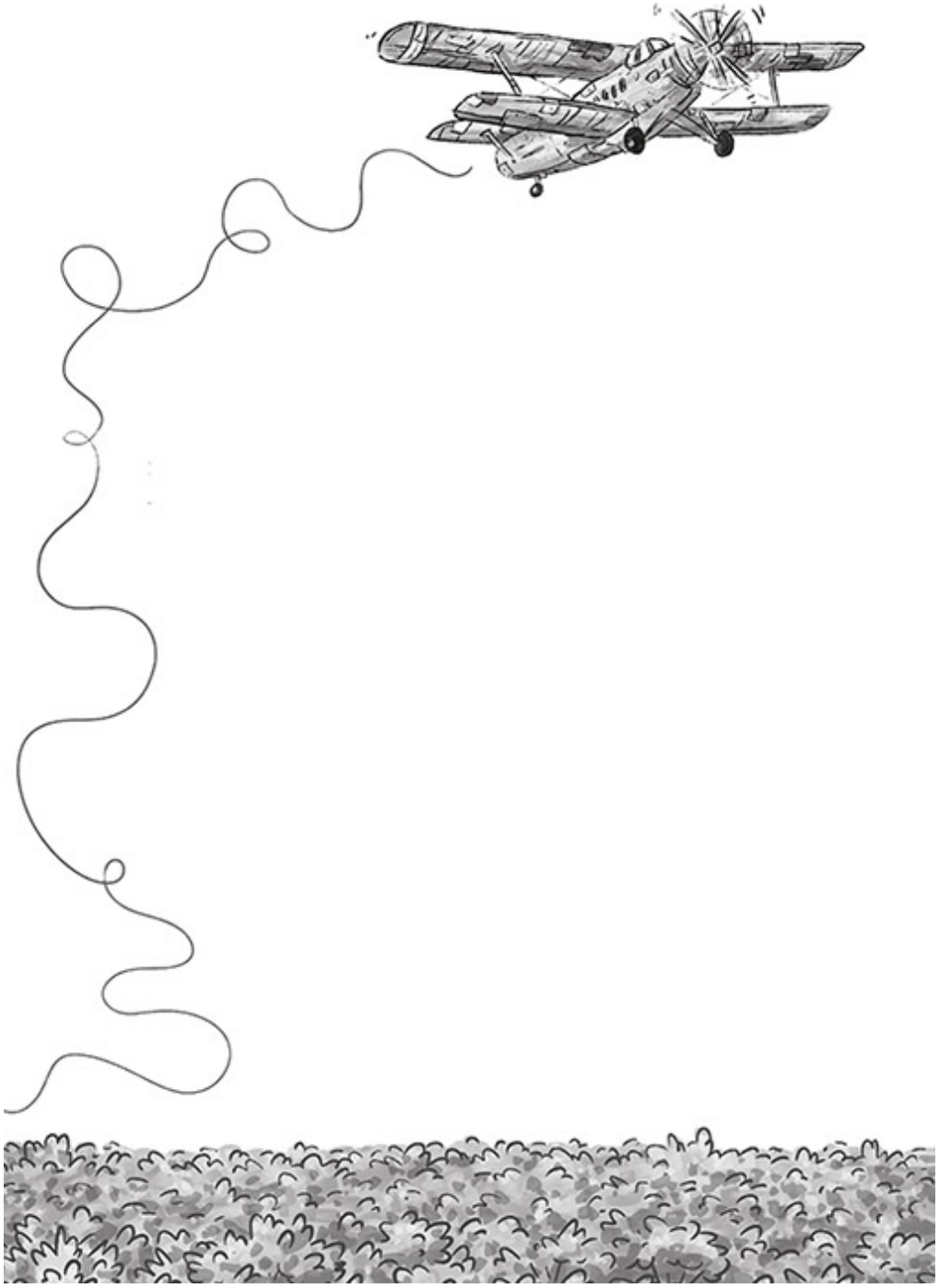
»Nein«, sagte Davi. »Ich nehme das *Manati* auf den Arm.«

Das Flugzeug holperte klappernd die überwachsene Landebahn entlang, die Bäume an ihrem Ende rasten unaufhaltsam auf sie zu … und im allerletzten Moment hob es ab, richtete seine Nase in den blauen Himmel, stieg steil auf.

Dann waren sie über dem Urwald, der sich grün unter ihnen ausbreitete. Die Narbe des ehemaligen Stausees war jetzt hellgrün, sie heilte. Langsam. Die uralten Bäume, die gefällt worden waren, würden nie mehr so nachwachsen, wie sie gewesen waren.

Aber es sah trotzdem hübsch aus.

»Dieses Flugzeug macht Geräusche wie ein altes Auto«, murmelte Ximena und hielt sich an Davi fest. »Was tun wir, wenn es abstürzt?«



»Sterben«, sagte Davi lakonisch. Das Manati auf seinem Schoß war doch recht unhandlich und er saß etwas eingequetscht. Miguel hatte sein T-Shirt in den Fluss getunkt

und auf die Seekuh gelegt, damit sie etwas nass blieb. Ihre runde Schnauze sah verwundert aus dem Stoff und sie blinzelte mit ihren kleinen Augen.

Pablo saß zwischen dem Hund und dem Fenster eingekeilt und der Hund und er sahen zusammen hinaus.

Unten auf der Piste stand jemand. Eine einsame Gestalt, die dem Flugzeug nachzusehen schien. Sie waren zu weit oben, um mehr erkennen zu können.

Pablo sah zu Ximena, doch die hatte offenbar nichts bemerkt. Und als er zurück nach unten blickte, war die Gestalt verschwunden.

Er würde den anderen später davon erzählen. Oder gar nicht. Es war ja egal, dachte er, wer immer sie verfolgt hatte, jetzt hatten sie ihn oder sie abgehängt.

Es war zwar ruckelig und eng, aber schön zu fliegen. Pablo dachte wieder daran, dass Miguel ihm erklärt hatte, Fliegen wäre furchtbar schlecht für die Umwelt, wegen der Abgase und allem. Das war wirklich schade, sonst hätte Pablo beschlossen, sich ein Privatflugzeug anzuschaffen, wenn er einmal reich war.

Der Urwald wurde jetzt bergiger, das satte Grün fiel in Täler ab und stieg auf Berge an, Felsen durchschnitten es, Abgründe taten sich auf, Gipfel ragten in den Himmel. Es hatte etwas Großartiges, Erhabenes, und der Hund japste kurz, als fände auch er den Anblick majestätisch.

»Da vorne ist es! Terra de Esperança! Mein Heimatort!«, brüllte Gabriel gegen den Motorenlärm und das Geklapper an. »Was wollt ihr da eigentlich?«

Miguel zeigte auf seine Ohren und zog ein hilfloses Gesicht. Ich verstehe nichts, sollte das heißen, ich kann leider nicht

antworten.

Sollten sie Gabriel die Wahrheit sagen? Lieber nicht, dachte Pablo. Ermittler ermittelten verdeckt.

»Ich flieg noch ein bisschen weiter, eine Runde über den nächsten Gipfel! Sehr hübsch!«, schrie Gabriel. »Danach drehen wir eine professionelle Schleife und landen!«

»Hübsch, na ja«, sagte Davi direkt neben Pablos Ohr, und er klang düster. »Der Wald hier hat Narben. Wie beim Stausee. Und dieser Ort liegt mitten in einer Narbe.«

Pablo hatte kurz den Kopf gedreht und sah jetzt wieder nach unten, doch dort gab es nur Grün. Sah Davi Dinge, die unsichtbar waren? Oder waren sie, an was auch immer, schon vorüber?

»Oooh!«, rief Gita, und Miguel rief: »Aaaah!«, und Ximena rief: »Ich seh nichts! Nimm die Flosse von diesem Manati aus meinem Gesicht!«

Aber Pablo sah es: Er sah den Gipfel, auf den sie zuhielten. Im Sonnenlicht glänzende glatte Felsen erhoben sich aus der Spitze dieses Berges, und von oben rauschte das Wasser in einen Abgrund – ein fast kreisförmiges, riesiges, dicht bewaldetes Tal. Dieser Wasserfall war gigantisch, unendlich, unvorstellbar hoch, der Fall beim Stausee war nichts dagegen.

Gabriel zog die Maschine näher, beschrieb eine Schleife über den Felsen und brüllte: »Guter Ort für Fotos! Touristen kommen hierher!«

»Viele?«, schrie Miguel.

Gabriel nickte. »Es waren mindestens sieben in den letzten zehn Jahren!«

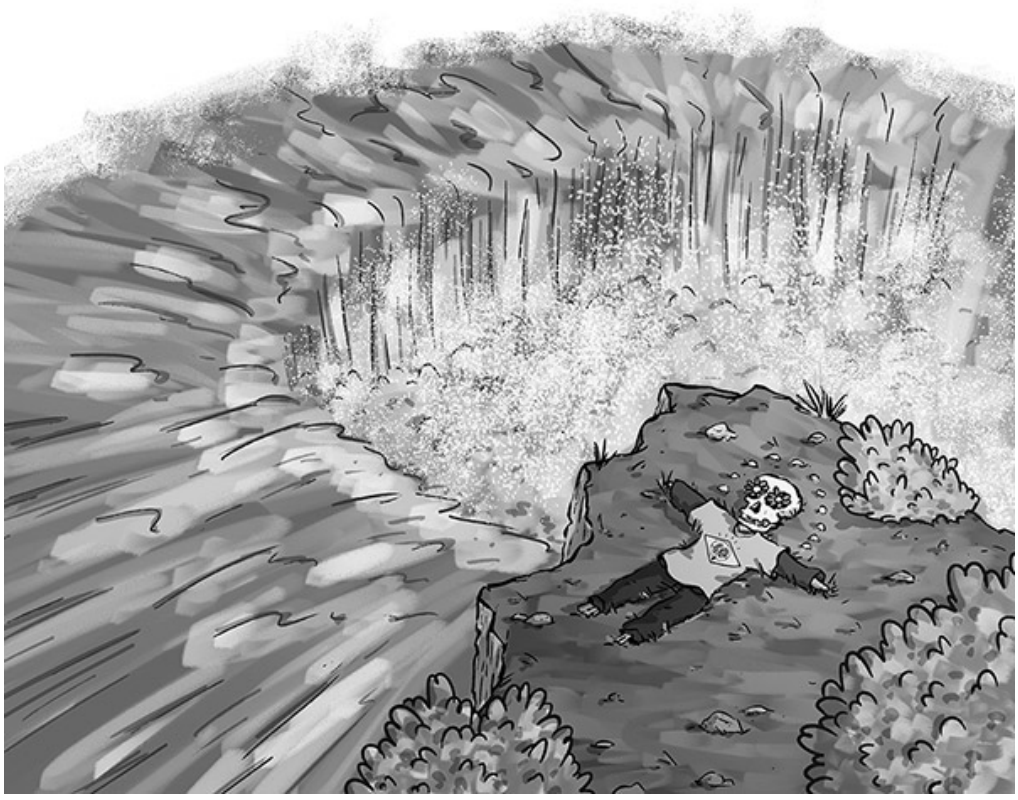
Pablo verbiss sich ein Grinsen. Doch dann stieß Davi ihn an und zeigte wieder nach unten und da verließ ihn der Wunsch zu grinsen. Gabriel beschrieb jetzt eine zweite Schleife, noch näher an den Felsen, ein wenig seitlich vom Wasserfall.

Und dort, auf einem einzelnen Felsen, der hoch aus dem Wald aufragte, lag etwas.

Pablo krallte sich im Fell des Hundes fest.

»Ein Körper«, sagte Davi.

Er hatte recht. Dort lag ein menschlicher Körper auf dem Rücken, ein Mann in einem grünen T-Shirt mit Brasilienflagge, unter dem er noch ein dunkles, langärmliges Hemd trug, vielleicht gegen die Mücken. Und Jeans. »Vielleicht schläft er«, wisperte Pablo in Davis Ohr.



Ximena hatte es irgendwie geschafft, an ihnen vorbei aus dem Fenster zu sehen, und sie sagte: »Ja. Für immer.«

Und das stimmte, denn obwohl Pablo es nicht ganz genau sah, war das, was aus den Hosenbeinen und Ärmeln ragte, etwas ohne Fleisch und Haut. In den Kleidern steckte nur noch das Skelett ihres Besitzers. Er würde nie mehr Schutz vor Mücken brauchen.

Das Flugzeug hatte die Schleife beendet, änderte die Richtung, und Gabriel schrie, sie würden jetzt sein Dorf anfliegen. Er schien den Schläfer auf dem Felsen nicht gesehen zu haben. Pablo schluckte.

Das Verrückteste war: Der Tote hatte hübsch ausgesehen. Dort wo seine Augen hingehörten, hatten auf dem Schädel zwei Blüten gelegen, weit geöffnete rote Urwaldblüten. Und auf seiner Brust hatte jemand einen ganzen Strauß gelber und weißer Blumen platziert. In einer Linie um seinen Kopf herum hatte derselbe Jemand kleine helle Steine angeordnet.

Wer auch immer den Körper auf den Felsen geschleppt hatte, hatte sich eine Menge Mühe mit dessen letzter Ruhestätte gegeben.

Miguel, der vor ihnen saß, drehte sich halb zu ihnen um. Seine Augen waren weit aufgerissen. »Wisst ihr«, fragte er so, dass Gabriel es nicht hörte, »wer ein grünes T-Shirt mit Brasilienflagge anhatte? Das letzte Mal, als ich ihn gesehen habe? Der verschwundene Fotograf.«

FÜNFTES KAPITEL,

in welchem eine ganze Menge Kinder vorkommen, ein Friedhof und möglicherweise auch ein Jaguar – aber leider keine Bonbons

Sie landeten auf der winzigsten aller Pisten. Winziger als die kahl geschlagene Stelle im Wald neben dem Stausee. Es war nur ein Streifen Erde.

Das Flugzeug schlitterte scheppernd und lärmend darüber, alle hielten sich aneinander fest. Pablo umarmte den Hund und war sich sicher, dass sie in die Hütten am Ende des Erdstreifens hineinkrachen würden. Doch genau vor diesen blieben sie stehen.

Ein riesiges Aufatmen ging durch den vollgestopften Innenraum des Fliegers, und alle, die die Hände frei hatten, klatschten.

Der Hund leckte Pablos Gesicht ab.

Als sie ausstiegen, merkte Pablo, dass seine Beine zitterten.

In seinem Kopf hing noch immer das Bild des Toten auf den Felsen, geschmückt mit leuchtend roten Blumen.

»Willkommen in Terra de Esperança, kurz: Esperança«, sagte Gabriel und strahlte.

»Ich weiß noch immer nicht, was ihr hier vorhabt, aber ich kann eine Führung organisieren in den Urwald, zum

Wasserfall, ich kann …«

»Das wäre sicher schön«, sagte Gita und schenkte Gabriel ein Lächeln, obwohl auch sie sehr blass aussah. »Aber zuerst brauchen wir einen Ort, an dem wir übernachten können.«

»Zuerst brauchen wir einen Ort, an dem wir das Manati wässern können«, meinte Davi.

»Oh, wir haben beides.« Gabriel strahlte noch immer. »Ein Fünfsternehotel mit Pool. Für euch, meine Freunde, mache ich einen guten Preis. Kommt, kommt!«

Sie folgten ihm zwischen den Hütten hindurch, Bretterhütten mit Dächern aus Palmstroh oder Wellblech, ein wenig schief, ein wenig mitgenommen. Der ganze Ort sah mitgenommen aus.

Eine Horde kleiner, verdreckter Kinder folgte ihnen durchs Dorf und zeigten auf das Manati, das Miguel auf den Arm genommen hatte. Es waren Kinder mit großen Augen und dem fragenden Wort »Bonbon?« auf den Lippen. Pablo suchte in seiner bunten, gewebten Umhängetasche, aber natürlich waren nicht zufällig Bonbons darin.

Alles, was er fand, war eine halbe Kerze und die Bibel, die er einmal geschenkt bekommen hatte und auf der er die Kerze immer festklebte, damit sie nicht umfiel. Er schloss die Finger in der Tasche um beide. Vielleicht war es ganz gut, eine Bibel bei sich zu haben. Falls da oben, in den Felsen, eine Art Teufel umging.

Oder eine Teufelin.

»Hier, bitte sehr, bitte sehr, mit Ausblick, eins a!«, verkündete Gabriel stolz. Sie waren jetzt am Ufer des Flusses, wo die Häuser auf Stegen ins Wasser ragten, wie überall. Gabriel zeigte auf eine Leiter zum einzigen Gebäude, das ein – etwas wackeliges – zweites Stockwerk besaß.

»Hier oben sind die Schlafzimmer!«, rief er. »Unten ist der Pool! Wir haben alles, um Urlauber glücklich zu machen!«

Das Manati war bereits glücklich. Es war ins Wasser geglitten, tauchte jetzt unter und ließ nur seine Nasenlöcher wieder hochkommen. »Uff«, schien es zu sagen.

»Ruht euch eine Weile aus, wir servieren das Abendessen in einer Stunde«, sagte Gabriel. »Ich bin … der Manager dieses Hotels. Abends bieten wir dann eine Sonnenuntergangswanderung in der näheren Umgebung an …«

Sie nickten alle erschöpft. Und dann kletterten sie die Leiter hoch.

Oben war … nichts. Auf dem Bretterboden lag in einer Ecke ein Haufen Säcke, in einer anderen ein alter Bootsmotor. Es gab ein Fenster, einfach in die Bretterwand geschnitten, das auf den Fluss hinaussah. Das war alles.

»Wo sind die Betten?«, fragte Gita.

»Hier«, sagte Pablo und klopfte auf Miguels Rucksack. »Wir haben doch Hängematten dabei.«

Er holte sie zusammen mit Miguel heraus, und sie fanden ein paar Balken, auf die Davi kletterte, um die Matten zu befestigen. Dann setzten sich Gita und Miguel in eine der Matten, eine schöne große rote Doppelmatte, und Gita seufzte und streichelte den Hund, der zu ihnen in die Matte gesprungen war.

»Es ist fast wie eine romantische Hochzeitsreise«, flüsterte sie leise, schloss die Augen und legte ihren Kopf an Miguels Schulter. »Eine Reise in den unberührten Urwald …«

»Warum hast du die Augen zu?«, wollte Miguel wissen.

Gita grinste. »Ich stelle mir vor, dass der Urwald unberührt ist.«

»Warum ist dieses Dorf hier?«, fragte Pablo. »Mitten im Wald, am Fluss? Hier ist nichts. Und das Dorf sieht irgendwie … Es sieht trostlos aus. Oder? Alles ist ein bisschen kaputt und diese Kinder …« Er sah hinunter zu den Kindern, die sich am Fuß der Leiter versammelt hatten und zu ihnen hochsahen, nackt oder halb nackt in Fetzen von zu großen, löchrigen T-Shirts, unter denen man ihre gewölbten Bäuche und ihre dünnen Arme sah. »Sie sehen hungrig aus. Sie sehen aus wie … ich in dem Alter.«

»Diese Leute«, sagte Davi, der noch immer auf einem Balken saß, »gehören nicht in den Urwald. Das sind Caboclos, Mischlinge. Sie sind immer da, wo es etwas zu beißen gibt. Wo es Arbeit gibt. Ich mag eigentlich keine Caboclos, sie machen den Wald kaputt mit ihren Siedlungen. Andererseits kaufe ich unsere Internetzeit von Caboclos … zu Hause.« Er schüttelte den Kopf. »Aber die hier? Du meine Güte, sie haben keine Ahnung, wie man im Wald lebt. Der Wald lässt niemanden hungern. Aber wenn man sich gegen ihn stellt, funktioniert es nicht.« Er zeigte auf den Bootsmotor. »Wer braucht Motoren im Wald? Wer braucht Häuser?«

»Diese Leute sind aus irgendeinem Grund hier rausgezogen«, sagte Ximena. Sie stand schon die ganze Zeit am Fenster, sah auf den Fluss und hatte bis jetzt geschwiegen. Ihre Stimme klang, als käme sie von weit her. Aus einem Traum.

»Es muss Arbeit geben. Oder gegeben haben.«

»Es gibt eine Straße«, sagte Miguel. »Habt ihr das von oben nicht gesehen? Eine breite Schneise im Wald, schon wieder ein wenig zugewachsen.«

Die Narbe, von der Davi gesprochen hatte. Pablo hatte sie nicht bemerkt, er war zu sehr darauf konzentriert gewesen, die Berge und Felsen der Serra anzusehen und in dem engen Flugzeug nicht zerquetscht zu werden.

Warum baute jemand eine Straße in den Wald und ein Dorf an ihr Ende?

»Wie bist du auf dieses Gebiet gekommen, Miguel?«, fragte Pablo. »Für deine Touristen? Ich meine, deinen *einen* Touristen? Was ist hier?«

»Der Berg«, antwortete Gita. »Der Wasserfall. Die Serra eben. Und es ist *unser* Tourist.«

»Wir haben eine Reise in ein ganz anderes Gebiet angeboten«, sagte Miguel. »In eins, das ich gut kenne. Aber dann kam dieser amerikanische Fotograf und er wollte unbedingt genau hierher. Er hat gesagt, wenn wir niemanden finden, der ihn führt, geht er zu einem anderen Reisebüro …«

Er seufzte.

»Meinst du, die Leute haben eine Siedlung mitten in den Wald gebaut, nur um amerikanische Fotografen herumzuführen?«, fragte Davi. »Meint ihr, sie haben geglaubt, davon können sie alle leben?«

»Es ist komisch«, sagte Ximena, ohne ihren Blick vom Fluss abzuwenden. »Diese Biegung im Fluss … da sind Felsen … ein paar Kinder baden da …«

»Warum ist das komisch?«, fragte Pablo und trat hinter sie.

Sie drehte sich um und ihre Augen waren seltsam glasig. »Weil … Ach, vergiss es.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin einfach müde. Ich muss schlafen.«

Sie blickte sich um, und als sie den Blick vom Fluss gewandt hatte, sah sie wieder aus wie die normale Ximena, wildhaarig und entschlossen.

»Wir müssen endlich über den Toten reden«, sagte sie. »Wir sind schon eine Stunde lang hier und keiner redet darüber. Das nützt nichts.«

Sie sahen sich an.

»Na gut«, meinte Miguel schließlich. »Fakten: Der Fotograf, den wir suchen, ist … möglicherweise nicht mehr am Leben.«

»Möglicherweise?«, wiederholte Ximena. »Er ist ein Skelett. Ich meine, kann man noch toter sein?«

»Wir … haben das nicht genau gesehen«, sagte Miguel. »Es kann auch jemand anderes sein. Es war nur sein T-Shirt. Es ist doch möglich, dass jemand sein T-Shirt getragen hat und …«

Gita legte ihm sanft eine Hand auf den Arm. »Es ist nicht unsere Schuld«, sagte sie. »Er hat darauf bestanden weiterzugehen. Tiefer in den Wald. Es war auf eigene Verantwortung.«

»Und wir gehen jetzt in den Wald und suchen das, was ihn umgebracht hat«, sagte Davi fröhlich.

»Sieht … so aus«, murmelte Miguel.

»Würde es nicht ausreichen, einfach niemanden mehr in dieses Gebiet zu schicken? Keinen von euren Touristen?«, fragte Pablo. »Ich meine, wer zwingt uns herauszufinden, was dort im Wald ist? Das macht den Amerikaner auch nicht wieder lebendig.«

»Pablo!«, rief Ximena. »Wo ist dein Abenteuergeist?«

Pablo schluckte. »Ich würde einfach gern noch ein Weilchen leben«, sagte er. »Herumlaufen, statt als Skelett mit Blumen in den Augenhöhlen auf einem Felsen zu liegen. Sandwiches essen. Eine Chance haben, später Geld zu verdienen und ein richtiges Leben zu haben. Mit einem Haus und einer Familie und … allem, was du hast.«

»Ich habe keine Familie«, knurrte Ximena. »Ich habe einen alten, knurrigen Großvater und eine Bibliothek voller verstaubter Bücher.«

»Hört mal«, sagte Gita. »Niemand wird als Skelett im Urwald landen. Ihr werdet schön hier im Ort bleiben und Miguel und ich machen morgen einen Ausflug in die Umgebung.«

»Mein Manati ruft«, sagte Davi, obwohl niemand etwas gehört hatte, und kletterte von dem Balken und die Leiter hinunter. Pablo und Ximena folgten ihm – mitten hinein in ein Meer aus kleinen, schmutzigen Kindern. »Bonbon? Bonbon?«, fragten sie hoffnungsfroh.

»Haben wir nicht«, antwortete Ximena. »Aber wir haben ein zahmes Manati. Guckt mal, ihr könnt es streicheln.« Sie zeigte auf den Fluss, wo Davi eben ins Wasser tauchte, um mit seinem Manati zu schwimmen.

»Aber es kostet was. Eine Information.«

Die Kinder starrten sie schweigend an. Ximena setzte ihr Detektivgesicht auf, sah das älteste Kind, das Pablo bis zur Brust ging, streng an und fragte: »Was wisst ihr über die Baumfrau?«

Alle Kinder wichen zwei Schritte zurück. Sie murmelten irgendetwas, was man nicht verstand.

»Ihr habt also schon mal von ihr gehört?«, fragte Pablo, etwas weniger streng.

Die Kinder schüttelten alle den Kopf. Nur eines, ein ganz winziges, nickte.

Pablo kniete sich vor das winzige Kind und hielt ihm den Kerzenstummel hin, den er in seiner Tasche aufbewahrt hatte. Eine Kerze war wertvoll, vor allem hier draußen, das wusste er – und das wusste auch das Kind. »Die kriegst du für deine Familie, wenn du mir etwas verrätst«, sagte Pablo. »Wo ist die Baumfrau?«

Ein dünner Kinderarm streckte sich. Das Kind zeigte in die Richtung, in der Manaus lag.

»Der weiß doch gar nicht, wo die Berge sind«, sagte ein größeres Kind. »Gib ihm die Kerze nicht. Gib sie mir. Ich weiß etwas. Die Baumfrau wohnt da.« Es zeigte woandershin. Jetzt redeten sie auf einmal alle gleichzeitig, und jeder zeigte in eine andere Richtung, es war erstaunlich, wie viele Richtungen es in diesem Dorf gab.

»Sie wohnt also überall«, sagte Ximena.

»Nachts, wenn man nicht schlafen geht, kommt sie und holt einen«, rief ein kleines Mädchen in einer grauen Unterhose.

»Da war ein großer Mann mit roten Haaren und einer Kamera«, sagte ein Junge mit laufender Nase. »Der war hier, der hat da oben geschlafen, eine Nacht, so wie ihr. Den hat sie aufgefressen.«

»Mit Haut und Haaren!«, schrie ein anderes Kind.

»Abends frisst sie die Sonne!«, rief noch ein anderes. »Aber morgens spuckt sie die wieder aus!« Jetzt ging es wild durcheinander.

»Sie kann fliegen!«

»Sie wohnt in einem Nest!«

»Sie ist eigentlich ein Mann!«

»Sie hat Haare bis zu den Füßen, in die sie sich einwickelt!«

»Sie ist tausend Jahre alt!«

»Sie verwandelt sich in einen Baum, sie kann jeder Baum da draußen auf den Bergen sein und dann springt sie plötzlich vor und greift euch!«

»Quatsch, sie ist ein Geist, das weiß doch jeder! Sie kann sich auflösen!«

Dutzende von Händen griffen nach Pablos Kerzenstummel.

»Okay, okay«, sagte Pablo. »Wartet. Hat irgendwer die Baumfrau schon mal gesehen?«

»Der alte Gregorio!«, riefen die Kinder durcheinander. »Gregorio hat sie gesehen! Nur er!«

»Wer uns zu ihm führt, bekommt die Kerze«, sagte Pablo.

Da schnappte das kleinste Kind seine Hand und zog an ihr; zog ihn am Fluss entlang. Es war genauso energisch wie winzig. Pablo folgte dem Kind, Ximena folgte Pablo und Davi und das Manati folgte ebenfalls – im Wasser.

Die Kinder liefen nahe am Ufer, sie wollten alle das Manati streicheln, aber keines sprang hinein. Vielleicht konnten sie nicht schwimmen, dachte Pablo. Wie er früher. Aber das war doch seltsam, für Kinder in einem Dorf am Fluss.

Das winzige Kind führte sie bis zum Ende des Ortes, was nicht besonders weit war, und dann noch ein Stückchen durch halbhohen Wald, der dort nachgewachsen war, wo sie den

früheren Urwald abgeholzt hatten. Pablo fragte sich immer noch, wozu. Wozu waren diese Leute hierhergekommen?«

»Da! Gregorio!«, sagte das winzige Kind.

Sie standen vor einem umzäunten, verwilderten, zugewucherten Areal mit Reihen von Kreuzen aus Beton.

»Das ist … ein Friedhof«, sagte Ximena.

Davi war aus dem Wasser gekommen und zu ihnen getreten. »So begrabt ihr Tote?«, fragte er verwundert. »Mit … Beton?«

Das winzige Kind zeigte auf ein Kreuz, das sich zur Seite geneigt hatte. In den Beton war der Name GREGORIO gekratzt. Darunter sonnte sich eine kleine grüne Schlange.

»Woran ist er gestorben?«, fragte Miguel, der ihnen gefolgt war.

»Er hat die Baumfrau gesehen und ist verrückt geworden«, sagte ein Mädchen. »Sie sagen, eine Weile ist er immer wieder da rausgegangen und hat sie gesucht. Und er hat erzählt, sie sei wunderschön und dass er sie in seinen Träumen sieht. Sie hat ihn verhext, das ist klar. Und am Ende ist er nachts in den

Fluss gesprungen und ertrunken. Er konnte nicht schwimmen. Sie hat ihn reingelockt.«

Dann drehten sich alle Kinder um und rannten davon, zurück zu den Hütten, als hätten sie plötzlich Angst vor ihren eigenen Worten bekommen.

»Du kriegst noch die Kerze«, sagte Pablo und wollte sie dem winzigen Kind geben. Aber das winzige Kind war nicht mehr da. Die Kerze allerdings auch nicht. Es hatte sie sich ganz allein geschnappt. Ein Licht in der Nacht, das war wichtig, gegen das, was im Wald hauste, Träume schickte und Leben nahm.

»Wo ist Gita?«, fragte Pablo.

Miguel seufzte. »Sie hat gesagt, sie fühlt sich komisch«, meinte er. »Ich weiß nicht, was los ist. Sie wollte sich vor dem Abendessen einen Moment hinlegen. Ich gehe zurück.«

»Mach das«, sagte Ximena. »Geh ruhig. Wir kommen gleich nach.«

Als er weg war, schüttelte sie den Kopf. »Also, das ist der komischste Fall, den wir je hatten.« Sie streichelte den Hund, der mit Miguel gekommen war. »Ein Phantom, das nur Leute gesehen haben, die man nicht mehr fragen kann. Und ein Ort mitten im Urwald, der eine Flugzeugpiste und ein Flugzeug besitzt und eine Straße, sonst nichts.«

»Noch etwas ist komisch«, meinte Davi und sah an sich hinunter. Die Sonne sank bereits und im letzten rosaroten Licht glänzte seine nasse Haut. Aber sie glänzte an einigen Stellen seltsam dunkel. Schwarz. Davi hatte plötzlich Flecken.

»Das Wasser des Flusses«, flüsterte er, »hat begonnen, mich zu verwandeln. In einen Jaguar.«

»Quatsch«, sagte Pablo, aber er hörte selbst, dass er etwas unsicher klang.

»Die Verwandlung ist noch nicht komplett«, sagte Davi. »Ich bin rechtzeitig an Land gekommen.« Sie sahen alle die Nase mit den großen Nasenlöchern an, die über die Wasseroberfläche ragte und zu lauschen schien wie ein Ohr.

Dann beugten sie sich über das Manati. Davi pflückte weiße Blumen von der halb verfallenen Umzäunung des Friedhofes und warf sie ins Wasser. Das Manati tauchte noch weiter auf, öffnete das Maul und verschlang sie.

Dabei sahen sie seinen Kopf. Er war übersät mit schwarzen Flecken.

»Das Manati verwandelt sich auch in einen Jaguar«, wisperte Davi. »Das ist die Macht des Flusses. Es ist nicht der richtige Rio Demini, ich habe das von oben gesehen, es ist ein Seitenarm. Und dieser Seitenarm … ist … irgendwie seltsam.«

»Wetten, die Leute in diesem Ort würden sagen, die Baumfrau hat das Wasser verflucht?«, murmelte Pablo.

»Ach, alles Unsinn«, sagte Ximena. »Dafür muss es eine wissenschaftliche Erklärung geben. Das Mapinguari war auch kein Monster, wisst ihr noch? Es gibt keine Flüche und keine Geister und keine Verwandlungen.«

»Im Amazonas gibt es mehr, als ein Stadtmensch sich vorstellen kann«, sagte Davi fast mitleidig. »Dinge, die sich nicht erklären lassen. Jede Menge. Deine Eltern haben das gewusst, wetten? Sie sind hier.«

»Sie sind nicht verschwunden, sie sind tot. Tot, tot, tot, mausetot!«, fauchte Ximena. »Frag den Silberbaron! Und es gibt sicherlich eine perfekte Erklärung für ihren Tod, die mir nur niemand gibt. Vielleicht weil die Wahrheit zu grausam ist für Kinderohren.«

»Entschuldigung, ich wollte nicht … Ximena!«, rief Davi noch, doch sie war schon davongestapft. Wütend und aufgebracht, lief sie vom Wasser weg, um den kleinen Friedhof mit den Betonkreuzen herum, in den Urwald.

Hier begann er wieder.

»Warte!« Pablo rannte ihr nach, und als er sich umsah, tat Davi das Gleiche.

Nur das Manati blieb im Fluss, fraß weiße Blüten und wartete darauf, ein Jaguar zu werden.

Das Dumme war – es war sehr dunkel im Urwald, jetzt, da die Sonne sank.

Davi las Ximenas Spuren, die Pablo nicht sah: umgeknickte Äste, zertretene Blätter. Doch dann war die Sonne weg und da war es nicht mehr sehr dunkel, da war es ganz dunkel. Absolut komplett tintenschwarz.

»Ximena?«, fragte Pablo in die Schwärze.

»Ximena!«, flüsterte Davi halblaut.

»Wuuuuff!«, bellte der Hund, was vermutlich auch »Ximena!« hieß.

Dann waren da glühende Punkte vor ihnen. Zuerst erschrak Pablo, aber dann sah er Davis Gesicht, und er erkannte, dass Davi ein paar der Punkte von einem Ast gepflückt hatte.

»Leuchtkäfer«, sagte er. »Ihr habt dafür Taschenlampen mit giftigen Batterien. Komm. Ximena? Ximeeennaaaa! Das ist eine wirklich, wirklich dumme Idee, im Dunkeln alleine durch den Urwald zu rennen!«

Niemand antwortete. Pablo fühlte, wie sich der Hund ängstlich an sein Bein drückte, obwohl er doch so ein großer und abenteuererfahrener Hund war.

Während er Davis Leuchtkäfern folgte, verlor Pablo jegliches Zeitgefühl. Wie lange wanderte er schon so durch die Schwärze? Fünf Minuten? Zehn? Eine Stunde?

Er krallte seine Hände um die alte Bibel in seiner gewebten Umhängetasche. Er hatte nie viel mit Beten am Hut gehabt, immerhin hatte er ja auch keinen Hut, aber plötzlich wünschte er, er hätte es gekonnt – das Beten.

Im Urwald gab es einen Geist oder eine Frau oder ein Ding, das so schrecklich war, dass man verrückt wurde, wenn man es ansah. Auf einem Felsen, einen Tagesmarsch entfernt, lag eine Leiche und Ximena war im stockdunklen Wald verschwunden.

»JesusMariaAlleheiligen, helft uns«, wisperte Pablo.

Und dann, nach einer Ewigkeit, hörten sie jemanden schluchzen, ganz plötzlich.

Gleichzeitig vernahm Pablo ein Fauchen. Ein sehr nahes Fauchen.

Wie von einer Großkatze.

Die Leuchtkäfer fielen herunter.

»Davi?«, flüsterte Pablo.

SECHSTES KAPITEL,

in welchem Davi etwas Unerwartetes findet und Ximena nicht in den schwarzen See fällt, dafür aber von der Vergangenheit eingeholt wird

Davi hatte sich doch noch in einen Jaguar verwandelt. Pablo war sich sicher. Die Wirkung des Wassers hatte erst jetzt eingesetzt, und nun stand da vor ihm nicht mehr sein Freund mit den gerade geschnittenen Haaren, die bis kurz über die Ohren reichten, und der roten Schnur um den Bauch.

Sondern eine geschmeidige gefleckte Katze.

Eine hungrige Katze.

Pablo nahm die Bibel aus der Tasche und holte damit aus: Sie war seine einzige Waffe.

Noch einmal fauchte etwas. Und da war auch wieder das Schluchzen, weiter entfernt. Es kam von unten. Vom Boden.

Dann nahm jemand oder etwas die heruntergefallenen Leuchtkäfer.

Und in ihrem Licht sah Pablo zwei Dinge: erstens Davis Gesicht. Sein ganz normales Gesicht mit den dunklen Augen und der breiten, etwas flachen Nase.

Zweitens sah er, dass Davi auf dem Boden kniete, weil er offenbar über etwas gestolpert war. Weshalb er auch die Käfer

vorübergehend verloren hatte.

Vor ihm lag etwas auf dem Boden. Ein Körper.

Pablo sog scharf die Luft ein, wollte den Hund noch fester umklammern. Da machte der Hund einen Satz vor und begann, den Körper auf dem Boden abzulecken.

Der Körper rührte sich auf einmal, schien sich aufzurappeln, saß im Licht der Käfer.

Es war kein toter Körper, es war ein sehr lebendiger Mensch.

»Ximena!«, riefen Pablo und Davi gleichzeitig.

»Ich … ich bin über irgendwas Blödes gestolpert und gestürzt«, fluchte Ximena. »Es ist so verdammt dunkel! Ich hatte vergessen, dass es im Urwald noch schneller dunkel wird als in Manaus. Und dann fing es neben mir an zu fauchen … Was war das?«

Davi reichte ihr einen Leuchtkäfer.

»Danke«, sagte sie. »Der Käfer hat aber nicht gefaucht, oder?«

»Im großen Waldland wohnen eine Menge Leute, die fauchen«, sagte Davi. »Das ist so, damit muss man leben und man sollte sie nicht stören.« Er leuchtete einmal im Kreis mit den Käfern auf seiner Hand. Und da sah auch Pablo, worüber Ximena gestolpert war.

Über Balken. Holzbalken. Oder eher: über grob behauene Stämme. Es waren mehrere, zu einer Art Gestell zusammengebunden mit trockenen Lianen. Aber das Gestell war auseinander- und umgefallen, die Stämme halb verfault. Das Ganze musste uralt sein. Davi ging ein paar Schritte weiter und fand etwas Ähnliches und noch ein Gestell und

noch eines. Pablo und Ximena folgten ihm. Die kaputten Holzstreben beschrieben etwas wie einen Weg in der Nacht. Dazwischen lagen wild wuchernde Pflanzen und eine Menge trockenes Palmstroh, das mit einer Art Schnüren zusammengefügt war.

»Teile eines … Daches?«, flüsterte Pablo.

»Hier waren wir eben schon«, sagte Ximena. »Das ist das 22. Holzgestell. Und auch das erste. Wir sind im Kreis gegangen. Diese Holzgestelle stehen in einer Art … Kreis.«

»Moment«, sagte Davi. Und er ging dorthin, wo die Mitte des Kreises war.

Wieder folgte ihm Pablo. Hier gab es keine Holzgestelle.

»Die Holzgestelle haben ein Dach getragen vor langer Zeit«, wisperte Ximena. »Richtig? Ein kreisförmiges Dach. Aber in der Mitte des Kreises war ein leerer Platz.«

»Richtig«, sagte Davi zögernd. »Das ist wie … wie bei mir zu Hause! Das … das war einmal ein Shabono. Hier hat ein Stamm wie meiner gelebt.«

»Yanomami«, wisperten Pablo und Ximena gleichzeitig.

»Komisch, dass sie weggegangen sind«, meinte Ximena.

»Nein, das ist es nicht«, sagte Davi. »Wir ziehen immer irgendwann weiter, alle paar Jahre. Wenn die Bananenstauden und die anderen Sachen, die wir angepflanzt haben, nicht mehr tragen. Wenn es zu wenig Wild gibt. Oder etwas uns stört. Dann ziehen wir ein Stückchen weiter, eine oder zwei Tagesreisen. Und der Wald kann dort, wo wir ihn gerodet haben, wieder wachsen … und das tut er auch. Seht ihr ja hier.

Der Wald hat das Shabono fast geschluckt. Aber nicht ganz. Er scheint hier nicht so schnell zu wachsen wie anderswo. Es geht ihm nicht gut, diesem Wald. Ich frage mich, wieso.«

»Jedenfalls sind die Yanomami von hier weitergezogen, weil die Caboclos gekommen sind«, sagte Pablo. »Oder?«

»Möglich.«

Davi kniete sich hin und untersuchte den Stamm, über den Ximena gefallen war, genauer.

»Irgendwo hier hatte ich doch vorhin was gesehen … da!« Er ließ das schwache Licht der Käfer auf eine Stelle in der Mitte des Stammes fallen.

Tief ins Holz war ein etwas unregelmäßiger Kreis geschnitzt. Auf einer Seite steckte eine gerade Linie darin, die am Ende ein paar kleine Striche trug wie einen puscheligen Schwanz.

»Dieses Zeichen kenne ich«, sagte Davi, auf einmal untypisch aufgeregt. »Es ist das Zeichen, das unser Stammesältester in seinen Bogen geschnitzt hat. Und in andere Dinge. Ein Leopardenkopf mit einem Pfeil.«

»Ich dachte, es wäre ein Lolli«, meinte Ximena.

Davi zuckte mit den Schultern. »Na ja, er konnte noch nie besonders gut schnitzen. Aber das Zeichen ist eigentlich einmalig. Das schnitzt nur er. In seiner Jugend nannten sie ihn den großen Leopardenjäger. Damals als es noch so viele Leoparden gab, dass man Jagd auf sie machen konnte.« Er sah auf. Dann legte er seinen Kopf schief, nachdenklich. »Das hier war nicht irgendein Stamm der Yanomami«, sagte er. »Es war tatsächlich mein Stamm. Vor langer, langer Zeit war mein Stamm hier.«

»Aber warum«, flüsterte Pablo, »sind sie so weit weggegangen?«

»Und warum«, murmelte Davi, »hat mir nie jemand davon erzählt?«

Sie gingen langsam, leise und sehr nachdenklich zurück.

»Weißt du, wo wir lang müssen?«, flüsterte Ximena, und Davi murmelte nur, natürlich wisse er das, aber Pablo merkte, dass er nicht bei der Sache war.

Er fasste Ximenas Hand, auch wenn es so schwerer war, im Urwald voranzukommen.

Was, dachte er, wenn das Phantom, das in den Bergen umging, irgendwo hier war? Ganz nahe? Was, wenn es jeden ihrer Schritte verfolgte? Er sagte nichts darüber. Ximena glaubte nicht an Phantome, an Monster oder Geister … oder doch? Sie hielt seine Hand auch sehr fest. Er spürte ihre Angst.

»Du, Davi!«, sagte Ximena schließlich. »Keine Kritik, aber … wir wandern seit einer Ewigkeit. Das hier ist nicht der Weg, auf dem wir gekommen sind.«

»Es gab keinen Weg«, knurrte Davi. »Du bist einfach irgendwohin gerannt.«

»Tut mir leid«, sagte Ximena. Etwas raschelte über ihnen in den Zweigen, etwas gluckste, ein Vogel oder ein Affe. Sie zuckten alle zusammen. Kleine Füße trabten über den Blätterboden. Alles lebte.

Und als Pablo sich an einem Stamm abstützte, ging ein Stück der Rinde einfach unter seiner Hand weg: ein Gecko, der keine Menschenhände mochte.

»Ich würde jetzt ganz gerne zu Miguel und Gita zurück«, sagte Pablo. »Ich habe Hunger.«

»Du hast immer Hunger«, meinte Davi seufzend.

»Wir haben uns verirrt«, stellte Pablo fest. »In welcher Richtung liegt der Ort?«

»Wir könnten uns an den Sternen orientieren, der Ort muss im Norden von uns liegen«, meinte Ximena und hob den Kopf. »Die Sterne sind … oh. Äh. Über den Baumkronen.«

»Na prost«, sagte Pablo. »Die Wahrscheinlichkeit, dass wir etwas zum Abendessen bekommen, ist im Moment sehr viel geringer als die, dass uns jemand zum Abendessen isst.«

Es war ein etwas verzweifelter Witz, er hörte es selbst. Aber der Hund lachte.

Nein – er lachte natürlich nicht.

Er bellte. Zweimal kurz und sehr entschlossen. Dann setzte er sich in Bewegung, sie sahen es nur schwach im Leuchtkäferschein. Er blieb stehen, sah sich um und bellte noch einmal.

»Er weiß die Richtung!«, sagte Ximena dankbar. »Oh, er weiß den Weg! Hund, du bist wirklich der beste Hund im ganzen Amazonas!«

Und so folgten sie dem Hund, auf einem anderen Weg als zuvor, aber immerhin, so hofften sie, in Richtung Dorf.

»Da!«, flüsterte Ximena nach einer Weile. »Hört ihr das? Das ist Radiomusik. Und Stimmen. Das ist das Dorf.«

»Das Manati ist die ganze Zeit allein gewesen«, sagte Davi. »Ich hoffe, es geht ihm gut und es ist noch nicht aus dem Wasser gekommen und ein Jaguar geworden.«

»Pfft, so ein Unsinn«, meinte Ximena. »Los, kommt!«

Und sie rannte an Davi vorbei, der sagte: »Nachts nicht rennen im Urwald!« Aber Ximena lachte nur, drehte sich um und hielt ihren Leuchtkäfer hoch, ausgelassen vor Erleichterung.

Pablo dachte so wunderbare Worte wie *Abendessen* und *frisches Wasser* und *Miguel* und *Gita*. Und dann sah er etwas Seltsames. Da brannte etwas, mitten in der Nacht, in ein paar Metern Höhe über dem Wald. Eine schwebende Flamme im Nichts. »Davi, was …?«, begann er.

Doch in diesem Moment geschah noch etwas: Im Schein der seltsamen Flamme dort oben sah Pablo, wie das Unterholz vor ihnen sich bewegte. Etwas sprang aus dem Dickicht, warf Ximena mit Gewalt zur Seite, zu Boden – und war fort.

Sie blieben stehen, starr vor Schreck.

Pablo blinzelte. Das Etwas war groß gewesen, größer, als ein Jaguar es gewesen wäre, größer als ein Mensch. Er hatte nicht wirklich gesehen, welch eine Form es gehabt hatte.

Es war alles so schnell gegangen!

Er hörte, wie sich etwas entfernte, ein Rascheln. Pfoten? Füße? Etwas ganz und gar anderes?

Pablo zitterte am ganzen Körper, und als er nach Davi tastete, merkte er, dass auch Davi zitterte. Der Hund japste

einmal kurz und verwirrt. Auch er hatte nicht begriffen, was geschehen war.

Pablo hatte das Gefühl, er könnte sich nie wieder vom Fleck rühren, aber Davi ging zu Ximena und zog sie vom Boden hoch. »Alles in Ordnung? Hat dich das … das … Etwas … gebissen? Gekratzt?«

»Nein«, wisperte Ximena mit ganz gepresster Stimme vor Schreck. »Nur umgestoßen. Ich …«

In diesem Moment rief aus der Ferne jemand ihre Namen. »Ximena? Davi? Pablo?«

Es war Miguel! Das Licht einer Taschenlampe flackerte vor ihnen auf. Aber das Licht kam nicht bis zu ihnen. Es fiel auf etwas, das zwischen ihnen und dem Rufenden lag.

Etwas, das keiner von ihnen bemerkt hatte.

Eine schwarze, spiegelnde Wasserfläche.

Die schwebende Flamme gab jedoch zu wenig Licht ab, die Bäume waren im Weg, aber die Taschenlampe warf ihr Licht auf die Oberfläche und ließ sie sichtbar werden.

Ximena wäre in was auch immer hineingefallen, wenn sie noch ein paar Schritte weitergerannt wäre.

»Wasser«, sagte sie verwirrt.

»Nein«, meinte Davi.

Pablos Schreckstarre ließ langsam nach und er trat mit den anderen ans Ufer des merkwürdig eckigen Sees. Das Schwarze darin schwappte in der Nachtbrise leicht gegen die Ufer, über die Miguels Lichtkegel jetzt wanderte. Es schwappte anders als Wasser. Dickflüssiger. Die Blätter, die auf der Oberfläche trieben, schienen auf zähem Schlamm zu schwimmen.

»Der schwarze See«, wisperte Pablo und dachte daran, was sie auf dem Schiff gehört hatten.

Sie gingen ganz vorsichtig außen um den See herum. An zwei Seiten wirkte der Untergrund künstlich erhöht. Dieser See war von Menschen gemacht.

»Nein, das ist kein Wasser«, sagte Miguel ernst, als sie bei ihm ankamen.

»Was ist es dann?«, fragte Ximena.

»Erdöl«, sagte Miguel.

Eine halbe Stunde später saßen sie alle zusammen in der Nacht am Ufer des Flusses und aßen Reis mit Bohnen, den Gabriel gebracht hatte, als sie fort gewesen waren. Sie teilten sich eine große Plastikschüssel, obwohl Gabriel ihnen einen Stapel Teller gebracht hatte.

»Er sagte, dies sei schließlich ein richtiges Hotel«, meinte Gita.

Irgendwie fühlte es sich besser an, aus einer Schüssel zu essen. Miguel fand ein winziges Stück Fleisch, schnitt es in

drei Stückchen und schob es den Detektiven zu. Ximena gab ihr Stück dem Hund.

»Ich kriege zu Hause dauernd Fleisch«, sagte sie.

Davi griff ab und zu mit einer Hand ins Wasser und streichelte das Manati.

Es hatte sich nicht in einen Jaguar verwandelt und es bekam ihren Nachtisch: ein Bund Bananen. Es tauchte immer nur so weit auf, dass es das nächste Bananenstück fressen konnte, meistens sah man eigentlich nur seine Nasenlöcher.

»Ich wünschte, wir könnten es in besseres Wasser bringen«, sagte Davi.

Miguel nickte. »Es ist gefährlich im Fluss. Kein Wunder, dass die Kinder nicht baden.«

Pablo versuchte, besorgt zu sein statt froh, aber es ging nicht. Er war zu glücklich darüber, dass sie zurückgefunden hatten und sich Reis und Bohnen in seinem Magen befanden.

»Jetzt erklär endlich die Sache mit dem Erdöl«, verlangte Ximena und wischte sich die Bohnensoße vom Mund.

»Ja, erklär es ihnen«, sagte Gita. Sie hatte kaum etwas gegessen, offenbar fühlte sie sich immer noch schlecht. Pablo fragte sich, was sie hatte. Einfach … Angst?

Miguel seufzte. »Sie fördern es hier seit ungefähr neun Jahren«, sagte er. »Ich habe vorhin jemanden getroffen, den ich ein bisschen ausgequetscht habe. Die Förderstelle ist irgendwo neben dem Auffangbecken im Wald. Deshalb sind die Leute hergezogen. Um zu helfen, die Förderstelle zu bauen. Aber seitdem sie fertig ist, gibt es keine Arbeit mehr. Die brauchen bloß ein paar Leute, um das Ding zu bewachen und instand zu halten, sonst nichts. Sie versuchen, vom Fischen zu leben. Aber die Pipeline hat von Anfang an immer

wieder geleckt und Öl ist ausgetreten. Inzwischen ist die Stelle fast leer gefördert. Es wird nicht mehr lange Öl fließen, sie suchen schon nach neuen Vorkommen. Sie hoffen alle, dass sie bald welches finden, möglichst in der Nähe. Wenn es einen neuen Ort gibt, wo gebohrt und getestet und irgendwann gebaut wird, werden sie dorthin ziehen. Sie sind bereit.«

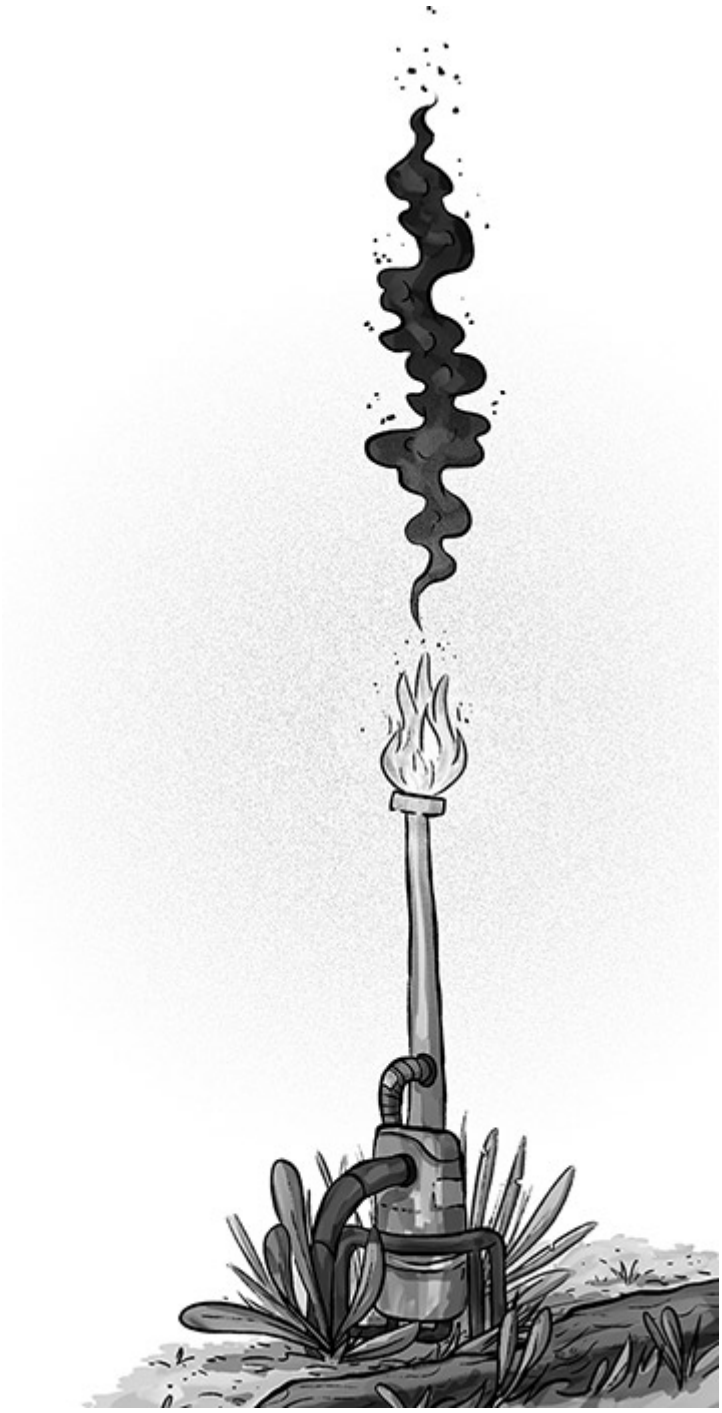
»Und der schwarze See?«, flüsterte Ximena und schüttelte sich. »Warum ist das wertvolle Öl in einem schwarzen See?«

»Oh, das ist normal«, sagte Miguel. »Es ist ein Überlaufbecken. Das gibt es immer neben dem Bohrturm.«

»Der Bohrturm«, murmelte Ximena. »Das war … die schwebende Flamme.«

Gita nickte. »Ihr habt den Turm nicht gesehen in der Dunkelheit«, sagte sie.

»Und ich wäre beinahe in dem Erdölbecken gelandet«, murmelte Ximena. »Aber da war etwas, das mich zur Seite gerissen hat. Etwas, das uns die ganze Zeit verfolgt haben muss.«



»Es war doch nett von dem Etwas, dass es dich gerettet hat«, meinte Davi und warf ein weiteres Bananenstück zur Nase des Manatis.

»Ich weiß nicht, ob es mich retten wollte«, sagte Ximena. »Oder ob es … etwas anderes wollte.«

»Das Phantom«, murmelte Pablo leise. »Die Baumfrau. Aber ist sie so nahe am Dorf?«

»Uns hat schon vor diesem Ort jemand verfolgt«, sagte Ximena. »Ehe wir in das klapprige Flugzeug gestiegen sind. Vielleicht haben wir es mit dem Flieger nicht abgehängt. Dann muss es ein sehr schnelles Etwas sein. Es ist den ganzen Weg gelaufen, den wir geflogen sind. Und es ist hier. Und …«

»Hier wäre ein perfektes heiles Stück Wald«, sagte Davi. »Keine Caboclos, keine Hütten, keine Straße – wenn das Erdöl nicht wäre. Deshalb sind sie weggegangen. Meine Leute.« Er hieb mit einer Faust auf den Boden. »Verdammtes Öl. Wozu braucht schon jemand Erdöl?«

»Für Strom, für Treibstoff, für Plastik«, begann Gita.

»Wir haben keinen Strom, und wir können selber laufen und paddeln«, knurrte Davi.

»Aber du stehst auf Computer«, sagte Miguel mit einem Lächeln. »Du weißt schon. Euer Stammes-Laptop. Vernetzung mit der Welt und alles. Du hättest nie Portugiesisch gelernt. Und nie erfahren, dass man etwas gegen die Abholzung des Waldes tun kann, wenn man andere Leute da draußen kontaktiert. Und …«

»Verrückt«, sagte Davi und streichelte die Nase des Manatis. »Völlig verrückt! Wenn niemand den Wald abholzen würde, um Erdöl rauszuholen, bräuchte ich keinen Laptop, um der Welt zu sagen, dass man gegen das Abholzen etwas tun muss … Die Schlange beißt sich in den Schwanz.« Er sprang auf. »So ein Mist! Mist, Mist, Mist-Erdöl! Sie hätten das einfach nie entdecken dürfen! Wir wären im Wald geblieben, alle, ihr auch. Ihr hättet so leben können wie mein Stamm, keine Autos, keine Städte, alle wären glücklich …«

Gita stand ebenfalls auf, obwohl sie etwas wackelig auf den Beinen war, und legte einen Arm um ihn. »Das Dumme ist, sie haben es leider entdeckt, das Erdöl und all das«, sagte sie. »Und wir können es nicht rückgängig machen. Dinge können nicht ent-entdeckt werden.«

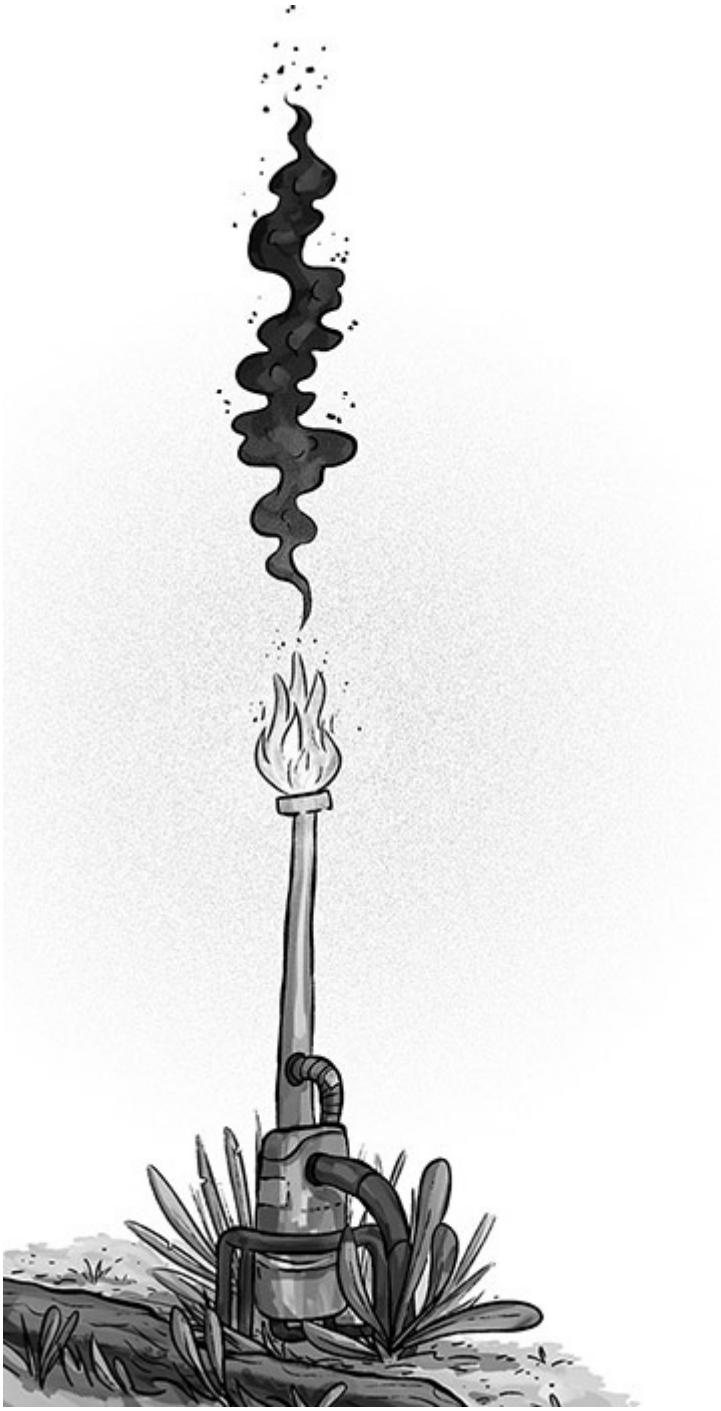
Davi knurrte, setzte sich aber wieder.

»Das Erdöl ist furchtbar«, sagte Ximena. »Aber es hat nichts mit unserem Fall zu tun. Der Fotograf ist nicht verschwunden, weil es hier seit Jahren eine Erdöl-Pipeline gibt. Das ergibt keinen Sinn. Da muss noch etwas anderes sein.«

»Morgen«, sagte Miguel, »morgen führt uns Gabriel nördlich von hier in den Wald. In die Berge. Er sagt, wir

machen eine lange Wanderung. Vielleicht finden wir etwas.«

»Oder vielleicht«, murmelte Pablo unbehaglich, »findet etwas uns.«



Am nächsten Morgen stand Gabriel tatsächlich frisch und fröhlich mit einem Frühstück vor der Tür: Farofa, geröstetes Maniokmehl, und wieder Bananen.

»Das mag ich an unseren Fällen«, sagte Pablo. »Wir essen mehrmals am Tag.«

Ximena verdrehte die Augen. »Wir haben einen Mörder zu fangen«, sagte sie. »Komm jetzt.«

Sie ließen Gita in ihrer Hängematte, sie hatte sich nachts übergeben und hatte an diesem Morgen leichtes Fieber. Miguel ließ sie nicht gern allein, aber der Hund blieb bei ihr. Und das Manati – oder die Nase des Manatis, mehr sah man ja nicht von ihm im Wasser.

Gabriel führte sie in den Wald und an diesem Morgen sahen sie den Ölförderturm. Er erhob sich aus den Bäumen und spie seine kleine Flamme in den Himmel wie ein Leuchtturm.

Gabriel präsentierte ihn so stolz, als hätte er ihn selbst gebaut, dabei war er damals noch viel zu jung gewesen. »Unser schwarzes Gold«, sagte er und strahlte. »Die haben uns auch das Flugzeug geschenkt.« Er deutete auf sein T-Shirt mit der Petrabros-Aufschrift. »Sie sind meine Helden, sie halten die Welt am Laufen. Und wir, wir helfen.«

Davi knurrte wieder, aber Pablo hielt ihn am Arm zurück. »Es nützt nichts, wenn du ihn beißt«, sagte er.

»Ich habe noch nie jemanden gebissen«, fauchte Davi. Aber er zog ein Gesicht, als würde er gern.

Gabriel führte sie auf einem Pfad durch den Wald, zeigte ihnen Bäume, die Heilwirkung besaßen: »Dieser hier ist gut für die Fruchtbarkeit. Viele Kinder. Und für den Magen. Und der da drüben … sehr gut für die Niere und für die Fruchtbarkeit. Und der da … die Rinde ist ein hochwirksames Mittel. Gegen Erkältung. Und für die Fruchtbarkeit.«

»Es scheint sehr wichtig zu sein, viele Kinder zu kriegen«, wisperte Miguel.

»Ihr seid doch schon genug«, sagte Davi, »die in diesem Wald herumkrabbeln. Und alle Kinder sind hungrig.«

»Ja, manche sterben, leider«, sagte Gabriel. »Das ist sehr traurig. Die Leute bekommen viele Kinder, damit genügend überleben.«

Davi schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. Und als Gabriel weitergegangen war, sagte er leise: »Wir machen das anders. Bei uns gibt es ein Kind pro Frau, fertig. Für zwei oder drei Jahre. Wenn eines fertig gestillt ist, kommt das nächste. Und mehr als zwei sind sowieso nicht drin. Weniger Menschen im Stamm – weniger Hunger. Dafür überleben sie alle. Was ist das hier für ein System? Denken diese Menschen nicht?«

»Was … passiert, wenn eine Frau aus Versehen ein zweites Kind kriegt, wenn das erste noch nicht drei Jahre alt ist?«, fragte Ximena.

Davi zuckte mit den Schultern, eine Geste, die er sich bei Pablo und Ximena abgeguckt hatte. »Dann geben wir es dem Wald«, sagte er. »Wir ziehen es nicht groß. Es geht nicht.«

»Ihr lasst es einfach sterben?«

»Na ja, das ist die Theorie. Sie sagen, es geht schnell. Ist es besser, zu viele Kinder zu haben, die später langsam sterben? Aber ganz ehrlich … heute machen wir das gar nicht mehr. Wir würden das Kind irgendwie durchbringen, denke ich. Ich hab den Fall noch nicht erlebt.«

»Hast du Geschwister?«

»Einen großen Bruder. Sehr viel älter. Aber er … ist damals mit meinem Vater gegangen. Zur Jagd. Und nicht zurückgekommen. Ich war ein Baby, ich kann mich nicht an ihn erinnern.«

»Warte«, sagte Ximena plötzlich. »Das ist also ungefähr neun oder zehn Jahre her.«

»Hm.«

»Dann war dein Stamm vielleicht noch hier. Vielleicht war es, bevor das alles hier gebaut wurde. Die Förderstelle. Die Straße. Der Ort. Vielleicht … Davi, vielleicht bist du hier geboren worden.«

»Möglich.« Davi zuckte wieder mit seinen schmalen Schultern. »Aber ändert es etwas? Komm jetzt, Gabriel möchte uns noch mehr sinnlose Heilpflanzen zeigen.« Er grinste.

»Stimmt es denn nicht, was er uns erklärt hat?«, fragte Pablo.

»Nichts davon«, sagte Davi. »Und er hat uns dreimal dieselbe Baumart gezeigt und behauptet, es wären unterschiedliche Arten, habt ihr das nicht gemerkt? Die Caboclos haben keine Ahnung vom Wald. Sie tun mir leid.«

Als es Mittag war, legten sie Rast neben einem Baum mit einem unglaublich dicken Stamm ein. Gabriel hatte wieder Bohnen mit Reis mitgebracht, den er sehr hübsch auf Blättern ausbreitete. Er sagte, sie könnten hier ein Foto knipsen. Er war etwas enttäuscht, als sie das nicht taten. »Touristen schießen hier immer Fotos!«, sagte er. »Ich kann auch hinaufklettern und …« Er sah nach oben. »Oh.«

Auf dem untersten Ast des Baumes, auf ungefähr sechs Metern Höhe, hockte Davi und baumelte mit den Beinen. Er winkte kurz und kletterte höher, verschwand völlig oben im Grün.

»Indigener Angeber«, murmelte Gabriel. »Die glauben, sie wissen alles besser, dabei leben sie völlig rückständig, können weder lesen noch schreiben. Pah, sich bekriegende Wilde … Wieso ist er überhaupt bei euch? Wieso spricht er Portugiesisch?«

»Er bekriegt vor allem Leute über das Internet«, sagte Miguel mit einem Lächeln. »Leute, die seinem Wald

schaden.«

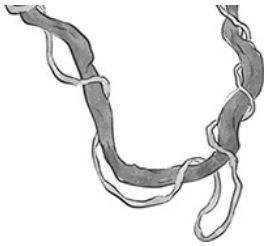
Gabriel knurrte wieder. Dann lächelte er etwas mühsam. »Wenn er wieder herunterkommt, sollten wir weitergehen. Wir müssen den ganzen Weg zurück.«

»Warte – zurück?«, fragte Pablo. »Ich dachte, wir wollen in die Serra. In die Berge. Dann müssten wir doch weitergehen. Das ist ein ganzer Tagesmarsch. Oder mehr.«

Gabriel wurde ein wenig blass. »Ihr … habt keine mehrtägige Tour gebucht«, sagte er. »Das … müsst ihr mit eurem Reisebüro in der Stadt absprechen. Das gibt einen Aufpreis. Ich denke, im Moment finden hier gar keine mehrtägigen Touren statt …« Er ging zwei Schritte rückwärts und stand jetzt mit dem Rücken an dem dicken Baumstamm. »Die Wasserfälle habt ihr doch schon gesehen. Vom Flugzeug aus. All inclusive.«

»Wir haben gar nichts gebucht«, meinte Miguel und lachte. »Und wir sind ein Reisebüro.« Er legte Gabriel eine Hand auf die Schulter. »Hör zu, die Wahrheit ist, du willst Geld verdienen. Schön. Du bekommst dein Geld. Aber wir müssen auch irgendwie Geld verdienen. Meine Freundin und ich betreiben ein kleines Reisebüro in Manaus. Und wir haben einen unserer Kunden verloren.«

»Er hat … bei einem anderen Büro gebucht?«, fragte Gabriel. Aber man sah, dass er ganz genau wusste, worum es ging.



»Nein«, sagte Ximena. »Er hat versehentlich eine Reise ohne Rückkehr gebucht.« Sie grinste, etwas verbissen. »Du weißt von ihm, oder? Von dem Fotografen, der in der Serra war und verschwunden ist.«

»Wir müssen herausfinden, was mit ihm passiert ist«, meinte Miguel.

»Ich würde das lieber lassen«, murmelte Gabriel. »Ihr habt keine Ahnung, was ihr da tut.«

»Irgendwo da draußen geht die Baumfrau um, so ist es doch«, sagte Ximena. »Aber weißt du, was? Es nützt gar nichts, wenn man in der Nähe von eurem Dorf bleibt. Ich bin gestern direkt am schwarzen See in der Dunkelheit von etwas angesprungen worden. Vielleicht war sie das. Vielleicht ist sie hier. Oder vielleicht … ist sie ein Tier?«

Gabriel schüttelte nur den Kopf.

Dann bückte er sich und begann, die Reste des Essens zusammenzupacken. »Wir sollten gehen.« Er warf sich den Rucksack über die Schulter. »Holt den kleinen Verrückten vom Baum.«

Als sie schließlich zurückwanderten, sagte Davi, er hätte die Felsen gesehen, die sich über den Wald erhoben, sie wären aber noch immer am Fuß der Berge. »Noch zwei Tage wandern«, erklärte er. »Dann sind wir da. Vorher nicht.«

»Niemand wird euch dorthin führen«, sagte Gabriel und sah starr geradeaus. »Keiner aus Terra de Esperança. Keiner will, dass euch etwas geschieht.«

Dann sagte er den ganzen Weg über nichts mehr, und als er sie im Ort verließ, sah er noch immer nervös aus.

Der schmale Arm des Rio Demini, der durchs Dorf floss, machte inmitten der Holzhütten eine hübsche kleine Biegung, und in der Mitte des Flusses ragten ein paar Felsen auf. Die Kinder hatten aus alten Brettern eine Brücke zu den Felsen gebaut und spielten dort. Es war ihre Insel, ihr Schloss im

Wasser – und vor den Felsen sah eine Nase mit großen Nasenlöchern aus dem Wasser.

Das Manati.

Offenbar hatte es mit den Kindern gespielt.

»Die Kinder …«, murmelte Ximena. »Die Kinder sagen, die Baumfrau kommt, wenn sie nicht brav schlafen gehen …« Auf einmal schüttelte sie den Kopf. »Das hört sich doch an, als hätte jemand sie sich nur ausgedacht.« Sie sah die anderen an. »Kann es sein, dass Leute wie Gabriel die Baumfrau erfunden haben … nicht nur für die Kinder, sondern … damit *niemand* in die Serra hochgeht? Kann es sein, dass es hier gar nicht um irgendein Phantom geht … sondern um etwas ganz anderes, das niemand von draußen sehen darf? Die Leute im Dorf, die Erwachsenen, wissen genau, was es ist.«

»Und der Fotograf *hat* es gesehen«, flüsterte Pablo. »Und deshalb musste er sterben.«

»Kann es auch sein, dass Gabriel uns mit dem Flugzeug die Leiche des Fotografen absichtlich gezeigt hat?«, fragte Davi. »Um uns davon abzuhalten, da hochzugehen?«

Miguel schüttelte den Kopf. »Das sind alles wilde Theorien«, sagte er. »Ich gehe nach Gita sehen. Spielt ihr ruhig noch ein bisschen mit den Kindern und dem Manati.«

»Pah, spielen«, knurrte Ximena. »Hey!«, rief sie zu den Kindern hinüber. »Könnt ihr uns was über die schwarzen Klumpen im Wasser erzählen?«

Sie balancierte hinüber zu den Kindern und Pablo und Davi folgten ihr.

»Da sind doch gar keine Klumpen!«, schrie ein Junge. »Klumpen sehen anders aus. Als ich noch klein war, war alles schwarz, sagen sie, der ganze Fluss! Da ist mein Vater mit den anderen reingewatet und hat das schwarze Zeug rausgefischt, er war ein Held! Sie haben ihm Geld dafür gegeben.« Er nickte stolz.

»Das schwarze Öl kommt aus der Pipeline«, sagte ein Mädchen. »Immer wenn sie einen Riss kriegt, kommt Öl heraus. Und dann zahlt uns Petrabros dafür was, dass wir ins Wasser gehen und es rausholen. Wir haben Netze dafür. Es ist gutes Geld. Oder manchmal verteilen sie T-Shirts, die sind auch gut. Ich hoffe, die Pipeline kriegt demnächst mal wieder ein Loch, dann gibt es Geld!«

Alle nickten. »Sie schicken gern Kinder«, sagte irgendwer. »Wir sind geschickter. Ha!«

»Kann das Manati unser Drache sein?«, fragte das winzigste Kind. »Das hier ist nämlich ein Wasserschloss. Das Manati schwimmt im Graben und wir müssen es zähmen …«

Das Manati – oder eher seine Nase – schnaubte gutmütig.

»Wenn ihr mit uns Insel spielt, verraten wir vielleicht noch mehr«, sagte ein größeres Mädchen. »Über die Baumfrau, die ihr sucht, und alles.«

Davi und Pablo sahen sich an. »Was genau spielt ihr?«

»Angriff der Wilden«, antwortete das Mädchen. »Die greifen an und wollen alle totschießen, aber wir machen sie fertig. Boom, boom!« Sie hob eine unsichtbare Waffe.

»Ist okay, wir spielen mit«, sagte Davi. »Ich kann Wilde nicht leiden. In unseren Wald sind auch mal Wilde gekommen, furchtbar wilde Goldsucher mit Bärten und ohne Manieren.«

Pablo beschloss, Davi nicht zu sagen, dass diese Kinder mit

»Wilden« Leute aus einem Stamm wie seinem meinten. Er sagte den Kindern auch nicht, dass Davi mit »Wilden« solche Leute wie ihre Eltern meinte. Er ließ sie einfach spielen und machte mit.

Als die Sonne wenig später sank und die Kinder nach Hause wollten, hielt er zwei von ihnen fest. »Ihr wolltet uns noch eine Info geben, wenn wir mit euch spielen.«

»Hat einer von euch diese … *Baumfrau* … je gesehen?«, wisperte Davi.

Die beiden Kinder schüttelten die Köpfe.

»Was ist, wenn es sie gar nicht gibt?«, flüsterte Pablo.

»Klar gibt’s die«, sagte das Mädchen. »Die macht Spuren! Gabriel hat uns ein Foto davon gezeigt. Er war oben in der Serra, vor ein paar Jahren, in der Nähe vom Wasserfall. Alle haben ihm gesagt, er soll nicht gehen, aber er wollte wissen, ob man dort Touristen hinbringen kann, zum Wandern. Er hat nicht auf die anderen gehört. Na, und dann hat er die Spuren in der feuchten Erde gefunden, unter dem Wasserfall. So erzählen sie sich das alle. Gabriel war noch ziemlich jung. Er war damals ein paar Tage lang verschwunden.«

»Und dann?«, fragte Pablo.

»Dann war er wieder da, aber irgendwie verwirrt«, meinte der Junge. »Er hat komisches Zeug geredet, sagt meine Mutter. Davon, dass sie ihn eingesperrt hätte. Die Baumfrau. Aber gesehen hat er sie nicht. Nur ihre Spuren. Er hatte das Bild auf seinem Handy.«

»Wie sahen die Spuren denn aus?«, fragte Pablo.

»Wie Vogelspuren«, meinte das Mädchen. »Nur mit sieben Klauen vorn statt vier.«

»Nein, es sind Pfotenabdrücke gewesen«, meinte der Junge. »Mit sechs Zehen an jeder Pfote.«

»Und die Spuren hörten plötzlich auf, also kann sie fliegen«, sagte das Mädchen.

»Nein, sich auflösen«, sagte der Junge.

»Alles klar«, murmelte Davi und seufzte. »Lauft nach Hause. Es wird dunkel. Wo ist Ximena?«

»Wenn das Wasser hier nicht so dreckig wäre, würde ich sagen, sie hat sich weggeschlichen und spielt mit irgendwelchen Botos im Fluss«, sagte Pablo und sah sich um. »Nur sind hier keine Botos. Schon lange nicht mehr.«

Er sah sich um – und dann fand er Ximena. Sie saß auf einem flachen Felsen, lehnte mit dem Rücken an einem anderen und war eingeschlafen. Das Manati knabberte sanft an ihren Füßen und da erwachte sie mit einem Ruck. Sie strich sich die nass geschwitzten wirren Locken aus der Stirn und blinzelte.

»Oh, ich … tut mir leid«, murmelte sie. »War eine Menge Herumgewandere heute.«

Sie schüttelte den Kopf, noch halb gefangen in einem Traum.

»Das war merkwürdig«, sagte sie leise. »Absolut merkwürdig.«

»Was denn?«, wollte Davi von ihr wissen und zog sie auf die Beine, was Pablo eigentlich auch sehr gern getan hätte.

Ximena sah auf den Fluss und schüttelte wieder den Kopf. »Ich … habe wohl nur geträumt«, murmelte sie. »Ich war hier, genau hier. Aber dann auch wieder nicht. Es gab keine Hütten,

keine einzige, nur Wald, überall Wald. Er war schön. Die Bäume ragten über den Fluss und irgendwie waren die Felsen größer. Ihre Form war genau dieselbe. Dieser flache Felsen und der andere … Es war dieselbe Flussbiegung, ganz bestimmt. Nur die Felsen waren … irgendwie gewachsen. Ich habe meine Hand ins Wasser gehalten, es war völlig sauber und klar und in meinem Traum schwammen Botos darin. Ein Dutzend oder mehr. Da war eine Mutter mit einem Kalb … ich habe gelacht, im Traum, das weiß ich noch, weil es so lustig aussah, wie sie zusammen sprangen. Und da war eine Melodie … ein Lied … wie ein Schlaflied … irgendjemand sang … eine Frau … und dann ein Mann … sie haben zusammen gesungen, sie waren hinter mir, ich habe sie nicht gesehen.« Sie schüttelte den Kopf, sah sich um, kniff die Augen zusammen.

»Es ist, als würde ich diesen Ort eigentlich kennen«, flüsterte sie. »Nicht diesen, meine ich. Nicht Terra de Esperança. Nicht das Dorf. Sondern den Fluss, wie er vorher war.«

SIEBTES KAPITEL,

in welchem noch jemand verschwindet, die Detektive zu einer gefährlichen Mission aufbrechen, einen Felsen hochklettern und sich näher mit einem grünen T-Shirt beschäftigen

In dieser Nacht stieg Gitas Fieber und Miguel machte ihr kalte Umschläge aus einem seiner Reserve-T-Shirts mit Wasser aus dem Fluss. Obwohl es kein sauberes Wasser war.

Pablo hörte Gita und Miguel leise miteinander sprechen, es ging um Tabletten. Miguel sorgte sich, und Gita lachte und sagte, es sei nichts, nur eine Erkältung. Pablo schlief wieder ein.

Er träumte von zu Hause. Von seiner maroden Villa. Er flog. Er sah die wirre bunte Stadt und darin seinen alten, kletterpflanzenumschlungenen Turm und flog darauf zu … Und dann sah er, dass etwas oben auf dem Turm lag. Nein. Jemand. Jemand in Jeans und einem grünen T-Shirt mit einer aufgedruckten Brasilienflagge. Jemand mit roten Urwaldblüten anstelle von Augen.

Die Leiche, dachte er, die Leiche von den Felsen. Der Fotograf. Aber als er auf dem Turm landete, sprang die Leiche auf, warf die Blüten ab und lachte, und da war es Ximena, die ihn hereingelegt hatte. Er wollte sie umarmen … und wachte auf.

Es wurde gerade hell über dem Fluss, der vor dem glaslosen Fenster lag. Das erste Licht stieg in Dunstschwaden auf.

Vögel lärmten im Wald, grölten sich Morgengrüße zu. Vielleicht sagten sie: »Aufwachen! Aufwachen!« Oder: »Los! Lasst uns nach diesen Besucher-Menschen sehen, die hier in unserem Wald herumlaufen, ohne irgendwas zu verstehen!« Oder: »Wollen mal sehen, ob das Nasentier schon wach ist!«

Pablo trat zum Fenster und sah hinunter und tatsächlich: Die Nase des Manatis tauchte gerade auf und begrüßte ihrerseits den Morgen. Die anderen schliefen noch, Gita in Miguels Armen, sie sah erschöpft aus. Als Pablo vorsichtig die Hand auf ihre Stirn legte, war sie kühler. Das Fieber war gesunken, doch es würde wieder steigen.

Vielleicht war es ein Fluch. Vielleicht würde einer nach dem anderen von ihnen krank werden, dachte Pablo. Weil die Baumfrau nicht wollte, dass sie die suchten.

Ximena schlief eingerollt wie eine Katze in ihrer Hängematte, Davi lang gestreckt auf dem Rücken mit gefalteten Armen, ordentlich, als wollte er so irgendwo aufgebahrt werden.

Pablo streckte die Hand aus – natürlich war Davi warm, aber nicht heiß. Er atmete und war völlig gesund. Pablo schüttelte sich. Er hatte zu viele makabere Gedanken.

Aber jemand fehlte.

Wo war der Hund?

Pablo öffnete die Tür und sah hinaus. Nichts.

Er schnappte sich seine bunte Umhängetasche und kletterte die Leiter hinunter ans Flussufer.

»Hund?«, rief er leise. »Hund, wo bist du? Komm her, das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um zu verschwinden!«

Die Vögel krakeelten noch lauter und einige von ihnen flogen auf, beleidigt über die Störung: eine Explosion grüner Papageienfedern am zartrosa Morgenhimmel.

Dann sprang Davi von der Leiter, und stand neben Pablo und kurz darauf folgte Ximena, wildhaarig und etwas verschlafen.

»Hey, dachtest du, du kannst ohne uns abhauen?«, flüsterte Davi.

»Ich wollte nicht abhauen, ich suche den Hund«, sagte Pablo. »Ich …«

»Aber das ist eine gute Idee«, meinte Ximena und war jetzt endgültig wach. »Abzuhauen, meine ich. Gita und Miguel schlafen fest, sie waren die halbe Nacht wach. Die gehen heute nirgendwohin, um einen Fall zu lösen. Und die arme Gita ist eine ganze Weile lahmgelegt. Das bedeutet …« Sie verschränkte die Arme. »Der Fall gehört uns wieder allein. Lasst uns losgehen. Eine Menge Berge und Felsen und ein Wasserfall warten auf uns.«

»Warte, wir können nicht … Sie werden sich Sorgen machen!«, sagte Pablo.

Davi legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Natürlich«, murmelte er sanft. »Das tun Erwachsene immer. Aber sie sind auch irgendwie froh, wenn man ihre Probleme löst, oder? Ich meine, in den seltensten Fällen bekommen sie das selbst hin. Komm. Den Hund finden wir auf dem Weg. Ich wette, er

riecht, dass wir dabei sind, ein Abenteuer zu erleben, und kommt von allein.«

So wanderten an jenem frühen Morgen im Dschungel drei Detektive am Fluss entlang in Richtung Norden. Im Wasser folgte ihnen eine Nase.

Und hinter ihnen blieb ein noch schlafendes Dorf zurück, über dem im Wald eine ständige gelbe Flamme loderte. Doch die Flamme wurde schwächer. Das Gas, das sie fütterte, war dabei, zu versiegen, zusammen mit dem schwarzen Gold des Waldes, dem Erdöl, das aus der Tiefe durch die Pipeline floss. Bald würde nichts mehr fließen. Bald musste neuer Urwald weichen, damit die Menschen neue Quellen suchen konnten. Die Vögel auf den Ästen am Fluss wussten nichts davon.

Sie erreichten die Mündung des Seitenarmes und den wahren Rio Demini zwei Stunden später. Und als das Manati ins klare Wasser oberhalb der Mündung schwamm, atmeten sie alle auf. Hier gab es keine Erdölreste mehr im Fluss. Dieses Wasser war frisch und klar.

Davi watete hinein und schlang seine Arme um das Manati. Dann holte er Zweige vom Ufer und begann, es zu schrubben wie ein Auto.

»Wenn du krank wirst, bin ich schuld«, erklärte er ihm. »Es wird Tage dauern, bis diese Flecken ab sind …« Das Manati gab ein freundliches Grunzen von sich. Es wurde offenbar gern geschrubbt.

»Wenn wir einen Tag flussaufwärts gehen, sind wir an dem Ort, der aussieht wie ein Loch im Urwald. An dem das Wasser in das runde Tal fließt, oder?«, fragte Ximena.

»Entschuldigung und was essen wir?«, fragte Pablo. »Wir sind ohne Proviant aufgebrochen. Ich habe eine Bibel und ein Messer. Aber so richtig schmecken tut nichts davon.«

»Ich habe unsere Hängematte mitgenommen«, sagte Ximena und hielt sie hoch. »Schmeckt auch nicht.«

»Der Wald ist unser Proviant, das solltet ihr doch inzwischen wissen«, meinte Davi und grinste.

Also frühstückten sie Wurzeln, die er ausgrub, und eine Handvoll wilder Bananen, die leider unreif waren. Sie schmeckten ein bisschen nach Holz. »Lecker«, sagte Pablo tapfer.

Und schließlich brachen sie wieder auf, am Rio Demini entlang. In der Ferne ragten die Berge auf. Und hinter ihnen raschelte es im Dickicht.

Sie sahen sich an. »Das sind nur Vögel«, flüsterte Ximena. Davi nickte. Aber ein paar Meter weiter wurde deutlich, dass das Rascheln ihnen folgte. Mehr noch: Es kam näher.

»Sollen wir rennen?«, flüsterte Pablo.

Er spürte, wie seine Handflächen nass wurden vor Schweiß. Er sah den Schatten wieder vor sich, der Ximena in der Nacht am schwarzen See umgestoßen hatte.

Es war zu spät zum Rennen. Das Rascheln war jetzt ganz nah.

Und dann brach etwas durchs Unterholz und warf sich auf Pablo. Er schrie und fiel, wie Ximena in der Nacht, und schloss die Augen, wollte nicht sehen, was da über ihm stand … Er spürte eine raue Zunge, die sein Gesicht ableckte.

»Hund?«, fragte er und blinzelte.

Der Hund legte den Kopf schief, sah ihn an und hechelte zustimmend. Dann nahm er seine Vorderpfoten von Pablos Brust und ließ ihn aufstehen. Er sah sie alle der Reihe nach an und wedelte wild und fröhlich mit dem Schwanz.

»Prima«, schien er zu sagen. »Ihr macht einen kleinen Spaziergang! Ich komme mit.«

»Wo warst du?«, fragte Ximena streng. »Du siehst … satt aus. Als hätte jemand dich heute morgen schon gefüttert.«

»Woff!«, antwortete der Hund und leckte seine Lefzen.

Als sie sich wieder in Bewegung setzten, folgte er ihnen brav, lief voraus oder hinterher und schien einen wunderbaren Morgen zu haben.

»Okay, dieses Rascheln war der Hund«, sagte Pablo leise. »Aber das Rascheln gestern war nicht der Hund. Und davor … Jemand verfolgt uns schon länger, schon seit wir das Schiff verlassen haben.«

Ximena nickte. »Hast du Angst?«, wisperte sie.

»Vielleicht«, sagte Pablo. »Ich meine, ist es nicht vernünftig, Angst zu haben? Wir sind auf dem Weg zu einem Berg, auf dem eine Leiche liegt.«

»Das kommt schon mal vor bei Detektiven«, sagte Ximena. »Ich meine, eine echte Leiche? Wann hat man das schon mal?«

»Ach danke, ich komme ganz gut ohne klar«, murmelte Pablo.

Aber als sie weitergingen, bekam er das Bild aus seinem Traum und das Bild aus seiner Erinnerung nicht aus dem Kopf: der Körper im leuchtend grünen T-Shirt und dem

langärmligen Hemd, die Blumen auf den Augenhöhlen des Schädels, so leuchtend rot.

Eines war doch seltsam. Wenn was auch immer den Fotografen getötet und dort oben aufgebahrt hatte, wie hatte was auch immer es geschafft, dass der Körper des Toten sich so schnell in ein Skelett verwandelt hatte? Menschen starben nicht und wurden direkt zu Skeletten. Sie verwesten langsam und irgendwann blieben nur noch die Knochen übrig.

Etwas an der Sache war verkehrt …

Sie wanderten den ganzen Tag. Gegen Mittag stieg das Land an, wurde bergig und der Weg mühsamer. Der Fluss schlängelte sich übermütig hindurch. Die Ausblicke auf den Wald weiter unten, die sich ihnen boten, waren postkartenschön.

Hier hatte noch niemand den Urwald verletzt.

Davi schnitzte mit Pablos Messer einen Ast zurecht und fing damit ein paar Fische, die sie brieten. Ximena und Pablo verzichteten auf den Nachtisch, der aus nahrhaften Käfern bestand.

»Ich begreife das nicht: Leute wie ihr essen verbrannte Stücke von Schweinen, die im Dreck wühlen«, sagte Davi. »Aber keine Käfer?«

Gegen Abend waren sie am Fuß des großen Berges, auf dessen felsiger Spitze etwas lag, das auf sie wartete.

»Heute schaffen wir es nicht mehr da hoch«, sagte Ximena seufzend, und Davi hängte die Hängematte auf, die sie zusammengerollt mit sich getragen hatten wie einen Rucksack.

Man passte zu dritt hinein, wenn man sich schmal machte.

Der Hund legte sich auf ihren Füßen zurecht.

Und dann kam die Nacht.

Überall waren Geräusche. »Das Rufen, das sind kleine Affen«, erklärte Davi. »Und das … das sind die Nachtvögel oben in den Bäumen. Keine Ahnung, wie ihr sie nennt. Und das Flattern eben war eine Fledermaus auf der Suche nach Früchten an einem Baum. Und das …« Er schlug nach etwas. »… war ein Moskito.«

Aber Pablo hatte das bestimmte Gefühl, dass irgendwo zwischen all diesen Geräuschen noch etwas war. Etwas, das vielleicht gar kein Geräusch verursachte, weil es jetzt still saß. Etwas, das sie beobachtete.

»Schaut mal, die Sterne«, murmelte Ximena. »Da oben, in der kleinen Lücke zwischen den Blättern. Der Silberbaron sieht jetzt dieselben Sterne. Vielleicht steht er am Fenster der Bibliothek und fragt sich, wo ich schon wieder bin.« Sie seufzte. »Oder er sitzt gemütlich in seinem Sessel und ist heilfroh, dass ich nicht dort bin, wo er ist.«

»Unsinn«, sagte Davi. »Er hat dich bis jetzt jedes Mal gesucht, wenn du abgehauen bist, um einen Fall im Urwald zu lösen. Du bist doch das Einzige, was er an Familie hat.«

Pablo spürte, wie Ximena neben ihm die Schnur mit dem kleinen Holzdelfin nahm und durch ihre Finger gleiten ließ. »Komisch, er hat diese Schnur die ganze Zeit über aufbewahrt und nichts gesagt, bis ich gefragt habe«, wisperte sie. »Genau wie das Taufkettchen mit dem eingravierten Namen. Manchmal versuche ich, mir vorzustellen, wie das damals war, als er mich im Wald gefunden hat. Ich meine, er ist doch nicht einfach zufällig durch den Urwald spaziert und hat ein Kind entdeckt und sich gesagt: ›Oh, das könnte meine Enkelin sein, ich sehe am besten mal nach, ob sie ein graviertes Kettchen trägt?‹«

»Jemand anderes hat dich gefunden und ihn geholt«, sagte Davi. »Das hast du doch mal gesagt.«

»Und derjenige hat auf das Kettchen geguckt und den Namen des Silberbarons gelesen«, sagte Pablo. »Das Kettchen hat dir also quasi das Leben gerettet.«

»Ich weiß nicht«, flüsterte Ximena. »Wenn er mich nicht geholt hätte … wäre ich vielleicht im Wald geblieben. Und jemand anders hätte sich um mich gekümmert. Und ich wäre eine ganze andere Ximena. Freier.«

»Hungriger«, sagte Pablo. »Weniger belesen.«

»Oder toter«, meinte Davi. »Weil sich eben niemand um dich gekümmert hätte. Der Wald kann auch grausam sein.« Er seufzte. »Meine Mutter sieht auch diese Sterne«, sagte er dann. »Sie macht sich Sorgen, genau wie der Silberbaron. Sie mag es eigentlich gar nicht, wenn ich verschwinde. Aber sie verbietet es mir nie.«

Pablo hatte nie darüber nachgedacht, dass Davi eine Mutter hatte. Aber natürlich hatte er das. »Es muss schön sein, Familie zu haben«, murmelte Pablo. »Irgendeine Familie. Wenn ich erwachsen bin, heirate ich eine Frau, die eine ganze Menge Kinder bekommt, und ich werde auf sie alle aufpassen und jeden Tag für sie da sein und ganz bestimmt nicht verschwinden.«

»Ich dachte, du wirst ein Abenteurer und Entdecker«, sagte Ximena.

»Vielleicht«, meinte Pablo und gähnte, »nehme ich einfach die ganze Familie mit auf meine Entdeckungsreisen.«

»Ich sehe schon, wie ihr ganz unauffällig im Gänsemarsch durch den Dschungel schleicht, du und die Senhora und zehn kleine Pablitos«, murmelte Ximena. Und dann schliefen sie alle ein.

Tief in der Nacht stand ein Schatten neben der Hängematte, in der die drei Detektive und der Hund schliefen. Er stand einfach nur da und sah auf sie herab. Sah zu, wie sie schliefen, dicht beieinander, vielleicht versunken in gemeinsamen Träumen.

Besser, als in einem See aus Erdöl zu versinken.

Der Schatten war versucht, die Kinder aus ihrer Hängematte zu pflücken und sie mitzunehmen. Fort von hier, weit fort. Vielleicht wäre es besser gewesen.

Nein, dachte er dann. Noch nicht. Und der Schatten drehte sich um und verschwand zwischen den Bäumen, verschmolz mit der Dunkelheit, wurde unsichtbar.

Als der Morgen über den Wald zog, brachen die drei Detektive wieder auf. Jetzt ging es stetig bergauf, steiler und steiler. Die Zunge des Hundes hing weit aus seinem Maul, es sah nicht gut

aus. Das Manati paddelte langsam gegen die Strömung neben ihnen her, man sah seine angestrengten Nasenlöcher ab und zu schnauben. Manchmal musste es über felsige Stromschnellen robben wie ein verkehrt gebauter Seehund. Es sah niedlich aus, aber bestimmt war es unbequem.

Davi zuckte mit den Schultern. »Ich habe dem Manati gesagt, es soll hierbleiben und auf uns warten, aber es will nicht.«

Mittags ruhten sie sich auf einem flachen Felsen am Ufer aus, und Ximena sah den Berg hinauf und sagte: »Wir sind fast oben. Meint ihr … meint ihr wirklich, die Leiche ist noch da?«

»Wer sollte sie gestohlen haben?«, fragte Davi.

»Tiere«, sagte Ximena, fast ein wenig hoffnungsfroh.

»Aber es ist kein Fleisch mehr an ihr dran«, sagte Pablo. »Nichts, was jemand fressen könnte. Weißt du … das ist komisch, oder? Wo ist das Fleisch geblieben?«

»Also, bei uns begräbt man Leute zweimal«, meinte Davi. »Zuerst einmal im Ganzen, vorläufig. Und nach einer gewissen Zeit gräbt man den Körper wieder aus und die Knochen sind ganz blank und sauber. Dann werden sie bemalt und mit einer großen Zeremonie richtig beigesetzt. Kann doch sein, dass jemand diesen Körper auch erst vergraben hat. Ich meine, damit die Käfer und die Würmer im Boden die Knochen säubern. Nur dass sie die danach nicht begraben hat, sondern aufgebahrt.«

»Sie«, wiederholte Pablo.

»Sie«, flüsterte Ximena.

Sie sahen sich alle drei an.

»Die Baumfrau«, flüsterte Davi.

Der Hund hob den Kopf, stellte die Ohren auf und lauschte. Als hörte er zwischen dem Rauschen des Wassers und dem Lärmen der Vögel noch etwas, das die Kinder nicht hörten. Dann japste er kurz und verschwand im Dickicht.

»Er jagt etwas«, wisperte Davi. »Er kommt sicher gleich zurück.«

Aber der Hund kam nicht zurück. Auch nicht, als sie ihn riefen. Diesmal blieb er verschwunden.

»Okay, er … ist bergauf gelaufen, das müssen wir auch«, meinte Pablo. »Gehen wir ihm nach.« Er fasste Davi an einer Hand und Ximena an der anderen. »Und es wäre schön, wenn keiner von euch auf dem Weg plötzlich verschwinden würde.«

Sie lachten alle drei, doch ihr Lachen klang unsicher. Zerbrechlich.

Pablo überlegte, ob er den anderen von seinem Gefühl erzählen sollte, dass noch immer jemand hinter ihnen ging. Doch dann ließ er es, denn er brauchte seinen Atem für den Aufstieg.

Und nach einer Weile war das Gefühl weg.

Er sah sich um. Nichts raschelte mehr in der Nähe. Nicht einmal Tiere. Je höher sie in die Berge kamen, desto stiller wurde es.

Das allerletzte Stück mussten sie klettern. Hier gab es nur noch Felsen und Davi fand Ritzen und Spalten darin für seine Hände und Füße. Ximena und Pablo versuchten, es ihm gleichzutun, doch es war mühsam.

Wenn wir fallen, dachte Pablo immer wieder, wenn wir von hier hinunterfallen, ist es aus mit der ganzen Detektivarbeit.

Der Fluss neben ihnen hatte sein Bett tief in den Fels gegraben, strömte weiter unten dahin, hatte es nicht nötig, Felsen zu erklimmen. Das Manati blieb dort.

Und dann standen die Detektive auf dem kleinen steinernen Plateau, das sie vom Flugzeug aus gesehen hatten. Auf der anderen Seite senkte sich der Urwald zu einem beinahe kreisrunden, baumbewachsenen Krater, in den mehrere Dörfer gepasst hätten. Und am jenseitigen Ende dieses Loches stürzte sich der Wasserfall in glitzernden Regenbögen in die Tiefe.

»Wunderschön!«, hauchte Ximena. »Hier muss irgendwann ein Meteorit eingeschlagen sein, der das Tal geformt hat. Es ist unglaublich.«

»Ähm«, erwiderte Pablo und zog sie am Ärmel. Ximena drehte den Kopf.

Jetzt starrten sie alle drei das Ding an, das ein wenig weiter auf dem Plateau lag. Etwas Grünes und Blaues. Mit zwei roten Tupfen.

»Ja, hier sind wir«, flüsterte Davi feierlich. »Bei der letzten Ruhestätte des amerikanischen Fotografen.«

Sie fassten sich alle drei an den Händen, wortlos. Dann gingen sie näher, Schritt für Schritt. Zögernd. Und dann standen sie neben dem Körper im grünen Brasilien-T-Shirt wie neben einem Grab.

Da lag er, mit seinen Jeans und dem Shirt und dem blanken Schädel mit den inzwischen etwas verwelkten Blumen in den Augenhöhlen.

»Was ist mit Ihnen geschehen?«, wisperte Ximena. »Was genau haben Sie gesehen, ehe Sie gestorben sind? Sie haben

ein Video von einem huschenden Schatten an Ihren Reiseführer geschickt … Oh … wo ist Ihr Handy?« Sie kniete sich hin und griff in die Taschen des Toten.

Gott, dachte Pablo, er hätte nie gewagt, einen Toten zu berühren. Und tatsächlich, kurz darauf hielt Ximena triumphierend ein Handy hoch.

»Wer auch immer ihn bestattet hat, konnte nichts mit dem Handy anfangen«, flüsterte sie. »Es lässt sich auch nicht mehr anschalten. Akku leer.«

Pablo sah den blanken Schädel an, die Blumen, das T-Shirt … das langärmlige dunkle Oberteil … Die Ärmel des langen Shirts bedeckten seine Hände … so wie auch die Hosenbeine seine Füße bedecken.

»Moment mal«, sagte Pablo. »Wir sehen seine Füße nicht …«

Davi kniete bereits vor den Beinen des Toten.

»Weil er keine hat«, murmelte er.

»Wie bitte?« Pablo schüttelte sich. Davi schlug eines der Hosenbeine hoch. Es war wahr: Dieses Skelett besaß keine Füße!

Die Knochen des Unterschenkels endeten einfach, es gab keine Fußknochen.

»Nein«, sagte Pablo dann, überwand sich und berührte einen der Knochen. »Das … das sind überhaupt keine Knochen. Er zog an einem. Zog ihn aus dem Hosenbein. Es hingen ein paar verwelkte Blätter daran. »Das … ist ein Ast!«, stieß er aus.

Davi grinste.

Ximena schlug die langen Ärmel des Shirts zurück. Es gab auch keine Hände. Und als sie an einem der Armknochen zog, hielt sie ebenfalls einen Ast in der Hand.

Da hob Davi das T-Shirt am Bauch der Leiche hoch und darunter befanden sich keine Rippen, kein Becken, nichts. Nur ein paar Stücke Holz.

Ein Glucksen brach aus Ximena heraus. »Das … das ist überhaupt keine Leiche!«, sagte sie, halb erstickt von einem plötzlichen Lachanfall. »Das ist nicht unser Fotograf! Das sind nur seine Kleider! Jemand hat seine Kleider einem Skelett aus Ästen angezogen!«

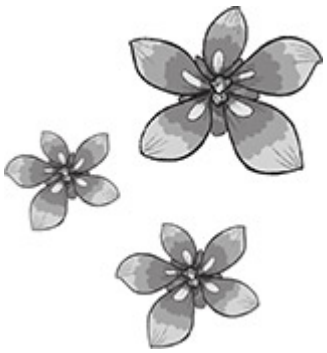
Pablo betrachtete nachdenklich die roten Blüten.

»Nur der Schädel ist echt«, wisperte er. »Aber er sieht … verwittert aus. Als wäre er von jemandem, der schon lange, lange tot ist.«

Ximena stand auf und sah sich um.

»Ist euch aufgefallen«, sagte sie unbehaglich, »dass wir hier oben ziemlich gut zu sehen sind? Von so ziemlich überall

aus?«



ACHTES KAPITEL,

in welchem Pablo eine unangenehme Begegnung mit einem Papagei hat, die Botos endlich wieder auf- (und auch unter-)tauchen und die Detektive in eine Falle geraten

Sie sahen sich an.

Und Davi zeigte stumm dorthin, woher sie gekommen waren.

Waren das Schritte, die den Berg hochkamen? Würde dort jeden Moment jemand oder etwas aus dem Unterholz kommen, um den Felsen hochzuklettern?

Oder war es einfach nur das Rascheln des niemals stillen Urwaldes mit seinen tausend verborgenen Lebewesen?

»Wir sollten hier weg«, sagte Ximena und dann kletterte sie über den Rand des Felsens und auf der anderen Seite wieder hinunter. Hinein in das kreisförmige Meteoritental, in dem auf der anderen Seite der glitzernde Wasserfall wartete.

Es war, als klettere sie hinein in eine andere Welt: eine, aus der sie möglicherweise nicht zurückkehren würde. Davi kletterte ihr nach, und Pablo folgte Davi, aber er hatte kein gutes Gefühl dabei.

Kleine Steine rieselten in die Tiefe und Pablo krallte sich krampfhaft in Felsspalten und an Vorsprüngen fest. Zu Hause auf seinem Turm gab es eine Kletterpflanze, die das Klettern

für einen erledigte. Hier gab es nichts, und sie hingen, noch immer weithin sichtbar, an einem kahlen Felsen … Auf einmal flog etwas heran, etwas auf weiten roten Schwingen. Ein Papagei, dachte Pablo. Seit wann fliegen Papageien so nah an Menschen heran?

Der rote Papagei landete auf einem winzigen Felsvorsprung, legte den Kopf schief und sah Pablo mit seinen kleinen, glitzernden Augen an. Als wollte er ihm etwas sagen. Als hätte jemand ihn geschickt.

Dann ruckte sein Kopf vor, und er hackte nach Pablos Hand – ganz plötzlich. Papblo zog die Hand reflexartig weg und verlor den Halt, rutschte mit einem Aufschrei ein Stück in die Tiefe. Er fiel.

Dies war das Ende. Pablo schloss die Augen im Fallen.

Er würde nicht von einem Phantom umgebracht werden wie der Fotograf. Er würde nicht als Leiche auf einem Felsen enden, denn es gab keine Leiche auf einem Felsen. Pablo

würde einfach in den Tod stürzen. Er sah vor sich, wie sie seinen Körper zurück nach Terra de Esperança brachten und wie Miguel bedauernd den Kopf neigte.

Sie würden ihn draußen auf dem Friedhof mit den Betonkreuzen beerdigen, an dem Flussarm, der schwarze Flecken hatte. Ximena würde bei der Beerdigung Blumen im Haar tragen, und sie würde schön und still an seinem Grab stehen – einen Moment lang. Bis sie sich umdrehen, einen neuen Fall lösen und Pablo vergessen würde.

»Au!«, sagte da jemand unter ihm, und er merkte, dass er mit dem Fallen wieder aufgehört hatte. Und dass er gar nicht besonders weit gefallen war.

Er war auf etwas Weichem gelandet. Das Weiche war Ximena.

Sie krabbelte unter ihm heraus und klopfte sich die Erde von den Knien. »Alles okay? Pablo?«

»Hm, ja, tut mir leid«, murmelte Pablo und nahm ihre Hand, um sich hochziehen zu lassen. »Ich hatte nicht vor, auf dich zu fallen. Der Papagei hat …« Er sah sich um. Doch der Vogel war verschwunden. Vielleicht hatte er ihn sich nur eingebildet in seiner Angst an der Felswand?

Davi war schon wieder in den Dschungel eingetaucht und Pablo und Ximena folgten ihm. Hier sah man sie wenigstens nicht von Weitem.

»Wohin gehen wir?«, flüsterte er. »Was tun wir jetzt?«

»Wir durchsuchen dieses Tal«, sagte Ximena. »Nach Spuren. Logisch, oder? Wenn der Fotograf keine Leiche ist, lebt er noch. Und dann ist er hier irgendwo.«

»Ohne Kleider«, sagte Pablo.

»Sehr vernünftig«, meinte Davi.

Sie waren wieder am Fluss angekommen, der ja nicht mit ihnen auf den Felsen hatte klettern können, sondern unten durch eine Art Klamm in dem Berg floss.

Dort wartete eine altbekannte Nase.

Davi lief hin und stürzte sich ins Wasser, um das Manati zu umarmen, und tauchte mit ihm, während Pablo und Ximena die Füße ins Wasser baumeln ließen. Aber als Davi wieder auftauchte, zog er ein besorgtes Gesicht. Und dann hielt er etwas hoch.

»Das hier«, sagte er, »war an seine Flosse gebunden. Armes Manati.«

Es war ein dünnes Seil, aus Gras geflochten, und daran hing eine dünne Holzscheibe. Eine Holzscheibe mit einem eingeritzten Muster.

»Nein«, sagte Ximena. »Das ist kein Muster. Das sind Buchstaben.« Sie nahm die Scheibe und beugte sich darüber.

»Ihr habt genug gesehen«, entzifferte sie etwas mühsam. »Kehrt … um.«

Sie blickte auf. Sah sich um. Niemand wusste, was in den Schatten hinter den dichten Bäumen wartete, die sie umgaben.

»Okay, das … ist eine Botschaft von der Baumfrau«, sagte Pablo unbehaglich. »Sie ist also ein Mensch. Oder ein Phantom mit sehr guten Schreibkenntnissen. Sie bittet uns höflich zu gehen, also sollten wir vielleicht abhauen.« Ximena runzelte die Stirn. »Oder vielleicht auch nicht«, murmelte Pablo und seufzte.

»Weißt du, wer das auch geschrieben haben könnte?«, meinte Ximena. »Unser verschwundener Freund.«

»Der Hund?«, fragte Davi und grinste.

»Blödmann, der Fotograf«, sagte Ximena.

In diesem Moment sprang etwas hinter dem Manati aus dem Fluss. Etwas Rosafarbenes. Es landete mit einem lauten *Platsch!* und gleich darauf folgte noch ein rosa Tier. Es waren ziemlich viele, sie tauchten und schwammen umeinander herum, übermütig, spielend. Zwei von ihnen hoben ihre Delfinnasen aus dem Wasser und stießen keckernde Laute aus, wie zur Begrüßung, ehe sie wieder verschwanden.

»Botos!«, murmelte Pablo. »Hier gibt es sie also wieder. Klar. Das ist das sauberste Wasser, das sie sich wünschen können.«

»Und sie sind absolut ungestört«, sagte Davi und grinste. »In diesem Meteoriten-Tal ist nichts und niemand und kein Mensch geht hier weiter. Sie haben alle zu viel Angst vor der Baumfrau. Ein Paradies für die Botos. Plus Wasserfall und Regenbögen am anderen Ende des Tales.«

»Kitschig«, meinte Pablo. Dann sagte er: »Nein nicht!« Aber es war zu spät – Ximena war bereits im Wasser.

Sie tauchte in die Gruppe der Botos, schwamm in ihrer Mitte, als wäre sie eine, von ihnen. Als sie auftauchte, sah Pablo den nassen Holzdelfin an ihrem Hals glänzen. Sie blickte in Pablos und Davis Richtung, dann tauchte sie wieder unter.

Ximena sah Pablo und Davi nicht. Nicht mehr. Sie war in ihrer eigenen Welt.

Pablo trat unbehaglich von einem Bein aufs andere. »Es ist lange nicht mehr passiert«, sagte er. »Was … tun wir? Wie kriegen wir Ximena da raus? Du weißt, sie bekommt jetzt nichts mehr mit, sie ist wie in Trance. Meistens führt es dazu, dass etwas Gefährliches passiert. Ich …«

Doch Davi legte einen Finger an den Mund. »Da war was«, flüsterte er. »Da oben. In den Bäumen.« Sie hoben beide den Kopf.

»Jetzt ist es weg«, wisperte Davi. »Aber es war da. Ein Schatten. Ein huschender Schatten. Wie in dem Video.«

»Könnte es auch ein roter Papagei gewesen sein?«, flüsterte Pablo.

»Ich weiß nicht. Es war größer, glaube ich«, überlegte Davi. »Mehr wie ein Affe. Aber ich glaube nicht, dass es ein Affe war.«

Einer der Botos keckerte jetzt wieder, reckte seinen Kopf aus dem Fluss und sah sie an. »Weißt du, was er uns sagen will?«, fragte Pablo.

Davi zuckte die Schultern. »Er sagt …«

Der Boto war wieder untergetaucht und jetzt bewegten sich die Rückenflossen aller Tiere davon, flussaufwärts. In einem rasanten Tempo. Sie schwammen nicht allein. Ein heller menschlicher Schemen schwamm mit ihnen, unter Wasser, kam nur manchmal zum Atmen hoch.

»Er hat gesagt: ›Wir nehmen sie jetzt mit‹«, meinte Davi. »Verflixt!«

Er sprang mit einem vollendeten Kopfsprung in den Fluss. »Los, komm! So geht es am schnellsten! Das Manati kann uns ziehen!«

»Danke, ich laufe lieber«, sagte Pablo. »Ich kann zwar inzwischen schon schwimmen, aber ich tue es nur im Notfall.«

»Dann renn!«, sagte Davi, hielt sich an seinem Manati fest – und gleich darauf schossen sie davon, Ximena und den rosa Flussdelfinen nach. Pablo lief am Ufer entlang. Aber Rennen war leichter gesagt als getan, denn es gab keinen Weg, keinen Pfad. Pablo kroch durch Dornengestrüpp und stieg über umgefallene Bäume, wich in den Fluss aus, watete ein Stück, blieb halb im Schlick stecken, stolperte weiter.

Dies, dachte er, ist ein absolut verrückter Fall, selbst für die Amazonas-Detektive. Wir suchen einen Toten, der gar nicht tot ist, Papageien schubsen uns aus Felswänden, Seekühe

übermitteln Botschaften und eine Horde Flussdelfine ist dabei, eine Detektivin zu entführen.

Er hetzte eine Ewigkeit so am sich windenden Fluss entlang, das Blut sang in seinen Ohren vor Anstrengung, er keuchte in der feuchten Hitze des Waldes, rang nach Luft … Die Ureinwohner, die weder Fahrzeuge noch Reittiere besaßen, konnten irre weite Strecken einfach joggen, das wusste Pablo, aber wie schafften sie das nur? Schließlich blieb er schwer atmend stehen. Er war für die Straßen von Manaus gebaut, auf dem Pflaster dort konnte er rennen wie der Wind, wenn eine Gruppe anderer Straßenjungs ihn verfolgte und verprügeln wollte oder wenn er, an den hungrigeren Tagen, irgendwo ein Stück Obst geklaut hatte … Aber hier?

Er konnte Ximena nicht im Stich lassen. Wo immer die Botos sie hinbrachten, er musste ihnen nach. Pablo zwang sich weiterzurennen, zwang sich, die Papageien zu ignorieren, die über ihm in den Bäumen lärmten und ihn auslachten. Zwang sich, sich nicht umzudrehen, obwohl er sich fast sicher war, dass da Schritte waren. Hinter ihm. Jemand folgte ihm durchs Unterholz.

Und dann war da plötzlich kein Unterholz mehr. Er stand an einem See oder eher an einem Wasserbecken zwischen Felsen und musste so plötzlich anhalten, dass er beinahe hineingefallen wäre.

Von oben stürzte ein riesiger, gigantischer Wasserfall in das Becken, umgeben von feuchtem Dunst, in den die Sonne Regenbögen malte.

Sie waren angekommen. Am anderen Ende des Krater-Tals.

Dies war der Wasserfall, den sie aus der Ferne gesehen hatten.

Der Grund des Beckens glitzerte hell, als wäre dort unten Sand. Sand mit weißen, leuchtenden Flecken, geboren aus Sonnenstrahlen. Rings um das Becken, teilweise an die Felswand geschmiegt, erhoben sich riesige, hohe Bäume, deren lichtdurchflutete hellgrüne Blätter in einem Lufthauch wippten.

Es hatte etwas absolut Unwirkliches.

»Davi«, keuchte Pablo. »Wo … sind die Einhörner?«

Davi saß auf einem Felsen, neben sich das Manati, das seinen schweren glänzenden Kegelkörper auf den Stein gewuchtet hatte und sich von Davi streicheln ließ.

»Kommen vermutlich noch«, sagte er. »Und singen. Bisher gibt es nur Schmetterlinge.«

Er nickte zu einem der Felsen hin, der über und über mit sich leise öffnenden und schließenden Flügeln bedeckt war. Ab und zu flog einer der Schmetterlinge auf, breitete seine leuchtend blauen Flügel aus – und landete wieder, um die Farbenpracht zu verbergen.

»Was tun sie … auf diesem Felsen?«, flüsterte Pablo. »Ist er … irgendwie verzaubert?«

»Nee, da liegen eine Menge heruntergefallener fauliger Früchte herum, von dem Baum darüber.« Davi grinste. »Die Schmetterlinge trinken den Saft.«

In dem Wasserbecken schwamm Ximena noch immer mit den Botos, sie sahen sie tauchen. Tief, tief, bis zum glitzernden Grund.

»Ich weiß nicht, glaubt sie, sie *wäre* ein Boto?«, fragte Davi ein wenig unbehaglich.

»Vielleicht«, meinte Pablo.

»Du weißt ja, bei uns gibt es Geschichten darüber, dass die Botos Mädchen ins Wasser locken und sie dabehalten«, sagte Davi. »Aber sie besitzen wenigstens den Anstand, es nachts zu tun. Und sich vorher in junge Männer zu verwandeln.«

Pablo sah nach oben, in die Bäume. Es war ein schönes, aber unübersichtliches Astgewirr. Und dann entdeckte er dort etwas. Er stieß Davi an und zeigte hinauf.

Da hing etwas an einem Ast, in ungefähr sieben Metern Höhe. Es hing an einem schwarzen Band in einer schwarzen Hülle.

»Eine Kamera«, flüsterte Pablo. »Die Kamera unseres Fotografen.«

Man sah nicht, was sich darüber im Baum befand. Die riesigen grünen Blätter verbargen es, waren dichter als die der übrigen sonnendurchfluteten Bäume am Wasserfall.

Aber da war ein Schemen. Ein Schatten. Etwas bewegte sich weit oben im Baum.

Pablo stand auf. »Davi, wir sollten …«, begann er.

Doch in diesem Moment fiel der Schatten vom Baum. Oder er flog. Es ging so rasch, dass Pablo nichts sagen konnte. Der Schatten landete vor ihnen und etwas warf sich über sie. Etwas wie ein Tuch. Ein Tuch aus Tausenden dünner, aus Gras geflochtener Seile, unzerreißbar. Pablo wusste, dass er umsonst dagegen ankämpfte; es umschlang ihn so eng, dass er nicht an das Messer in seiner Umhängetasche kam, und er sah auch nichts mehr, alles war dunkel. Er war zu verblüfft und zu erschrocken, um zu schreien. Neben sich hörte er Davi keuchen, auch er kämpfte gegen das Tuch.

Etwas wurde um sie gewickelt, ein Seil vermutlich, und dann fühlte Pablo, wie sie mit einem Ruck in die Höhe schossen, den Boden unter den Füßen verloren. Er hörte ein erstauntes Grunzen aus Richtung des Manatis und hätte gern darüber gelacht, aber es war der falsche Zeitpunkt zum Lachen.

Die Geschwindigkeit, mit der sie aufwärtsschossen, drehte ihm den Magen um. Und dann schien das Tuch zur Seite zu schwingen und sie landeten unsanft auf etwas Hartem.

Da verrutschte das Tuch und Pablo konnte durch eine Lücke etwas erkennen.

Sie befanden sich *im* Baum. Hoch oben. Auf einem Boden aus rohen, verwitterten Holzbrettern. Es gab ziemlich viele Bretter im Baum, ein Wirrwarr aus Holzebenen in den vielen Ästen. Und da war eine Hängematte, grau und sehr alt. Und eine neuere, aus den gleichen Gras-Seilen geflochten wie das Tuch und die Seile, die ihn daran hinderten, sich zu bewegen. Auf dem Boden in einer Ecke der Plattform saß ein Mann, der nichts trug als seine sonnenverbrannte Haut voller Sommersprossen und eine Brille. Und einen Verband an

seinem linken Unterschenkel, den er etwas merkwürdig hielt. So als schmerzte er.

»Sie sind …«, flüsterte Pablo und drehte den Kopf, mühsam. Neben dem Mann saß der Hund.

Aber jetzt saß er nicht mehr da, er sprang auf Pablo zu und leckte ihm freudig das Gesicht ab. An dem Hund und seiner begeisterten Zunge vorbei sah Pablo eine zweite Gestalt, die vor ihnen auf dem Boden hockte. Eine wilde Gestalt. Ihr Haar floss in dunkelbraunen, schäumenden Wellen um sie herum wie ein zweiter Wasserfall, auch sie war nackt, aber ihr Körper war bedeckt mit einer Art Lehm oder Farbe, weiß, schwarz, hellbraun gemustert. Um die Oberarme trug sie schmale geflochtene Armbänder wie die Yanomami von Davis Stamm. Aber die Haare passten nicht, Davis Leute hatten glattes schwarzes Haar.

»Hier können sie nicht bleiben«, sagte die Gestalt, aber es war mehr ein Fauchen; wütend. »Schlafen«, fauchte sie. »Ich werde sie schlafen legen.«

Die Baumfrau, dachte Pablo. Dies war die Baumfrau!

In diesem Moment landete etwas auf ihrer Schulter: ein roter Papagei. Und da waren mehr, fünf oder sechs solcher Papageien, die sich jetzt um den Fotografen herum in die Äste setzten. Sie legten die Köpfe schief, beäugten den beachtlichen Fang der Baumfrau und schnatterten sich leise Unverständliches zu.

Die Hände der Baumfrau kamen auf Pablo zu, sie hielten eine verbeulte Alu-Tasse mit einer grünbräunlichen Flüssigkeit darin, die stark nach irgendwelchen Kräutern roch. Und er dachte, dass er das nicht trinken würde, auf gar keinen Fall … Da hatte sie ihn schon mit einer Hand gepackt und die Tasse kam noch näher. Die Hand, die sie hielt, war rot. Rot bemalt.

Rot bemalt mit Blut.

Die Baumfrau zwang Pablos Lippen auseinander.

»Trink!«, knurrte sie. »Du zuerst.«

»Tu das nicht«, sagte der Mann mit den Sommersprossen. »Es sind Kinder. Mich kannst du vielleicht hier festhalten, aber lass die Kinder laufen, bitte …«

Die Antwort war nur ein unartikuliertes Fauchen.

Pablo spürte, wie ein bitteres Gebräu seine Kehle hinunterrann. Er versuchte, das Zeug auszuspucken, hustete, schluckte doch, ohne es zu wollen.

Ximena, dachte er. Ximena war noch frei. Sie war da unten, bei den Flussdelfinen. Aber vielleicht war sie gar nicht frei, sondern ebenfalls gefangen – gefangen in ihrem Traum, in einem Zauber, den die Delfine wirkten.

Das war Pablos letzter Gedanke. Danach war alles schwarz, und irgendwo in ihm drehte sich ein Strudel, der ihn hinabsog, tief, tief in einen festen, traumlosen Schlaf.

NEUNTES KAPITEL,

in welchem es nass und blau ist und ein gefährliches Wunder aus einer Wand tropft

»Pablo? Pablo, wach auf!«

Jemand rüttelte Pablo und er öffnete langsam, ganz langsam die Augen.

Es war dunkel um ihn. Nein, nicht ganz dunkel. Da war ein seltsames blaues Dämmerlicht.

»Pablo! Mann, sag was!«

Das war Davi.

»Könntest du … aufhören, mich zu schütteln?«, bat Pablo und öffnete die Augen ganz.

Davi lachte. Er klang unglaublich erleichtert. »Du hast so fest geschlafen, ich dachte, du wärst …« Er verstummte, verlegen über seine Panik. »Du hast vermutlich mehr von dem Zeug geschluckt als ich. Ich bin schon eine ganze Weile wach und du wolltest und wolltest nicht aufwachen.«

Pablo setzte sich auf und sah sich um. Sie befanden sich in einer Höhle. Einer großen Höhle mit Wänden aus Felsgestein. Und die Höhle war voll Wasser. Nur die Felsen an ihrem Rand, wo sie saßen, ragten aus dem Wasser und waren trocken. Das seltsame blaue Licht kam von oben, und er hob

den Kopf und sah, dass es hoch über ihnen, am höchsten Punkt der Decke, ein Loch gab, ein fast kreisrundes Loch. Wie ein Scheinwerfer an der Decke eines Theaters.

Die Wände der Höhle glänzten in dem Licht, von ihnen kam das Blau, und als Pablo eine Hand darauflegte, waren sie feucht. »Da wächst irgendeine Art von Algen, die leuchten«, sagte Davi. »Ist ganz hübsch.«

Es war nicht ganz hübsch. Es war atemberaubend. Die Höhle wirkte wie die Kuppel einer Kirche, von der Natur geschaffen. Ein Wunder. Irgendwo tropfte Wasser melodisch in anderes Wasser, als spiele jemand ein Instrument. Pablo sah, dass es am gegenüberliegenden Ende der Höhle Tropfsteine gab, die von der Decke hingen. Weiß wie glitzernde Kunstwerke.

»Das ist … wunderschön«, flüsterte Pablo.

»Ja, und die gute Nachricht ist: Du kannst es dir angucken, solange du willst, ganz ohne Eile«, sagte Davi bitter. »Wir kommen hier nämlich nicht raus.« Er zeigte nach oben, zu der runden Lichtöffnung. »Dadurch muss sie uns reingebracht haben. Uns abgeseilt haben, an einem ihrer verrückten geflochtenen Seile. Und dann ist sie wieder raus.« Er stand auf und streckte einen Arm in die Höhe. »Es fehlen nur noch ungefähr zehn Manneslängen bis nach oben.« Davi ließ den Arm sinken und sah Pablo an. »Wir sitzen fest.«

Pablo nickte. »Warte. Die Baumfrau hat uns betäubt und hierhergebracht, damit wir an diesem Ort verhungern? Ergibt das Sinn? Sie hätte uns töten können. Oder nicht?«

»Vielleicht spielt sie Spielchen«, sagte Davi und setzte sich wieder. »Sie ist vollkommen durchgeknallt. Oder? Sie lebt da in ihrem Baumhaus – ich habe durch eine Ritze im Stoff das

Baumhaus gesehen –, und ab und zu fängt sie Leute, oder wie? Den Fotografen, den Hund …«

»Sie hat den Fotografen nicht in die Höhle gesperrt«, sagte Pablo.

»Der kann trotzdem nirgends hin«, meinte Davi. »Er hat ein kaputtes Bein. Oder vielleicht hat sie sein Bein kaputt gemacht. Vielleicht ist er … ihr Sklave?«

»Ich begreife nicht, warum der Hund uns nicht geholfen hat«, knurrte Pablo. »Verräter.«

»Sie hat eine Verbindung zu Tieren«, sagte Davi. »Du hast die Papageien gesehen.«

»Von denen einer versucht hat, mich aus der Felswand zu holen, als wir geklettert sind«, knurrte Pablo. »Nette Tierchen. Sie hat sie abgerichtet. Darauf, Leute von ihr fernzuhalten.«

»Oder sie hat sie verzaubert«, meinte Davi. »Und den Hund genauso. Es gibt eine Menge Magie im Wald. Nicht nur die Magie der Kräuter, die uns zum Schlafen gebracht hat.«

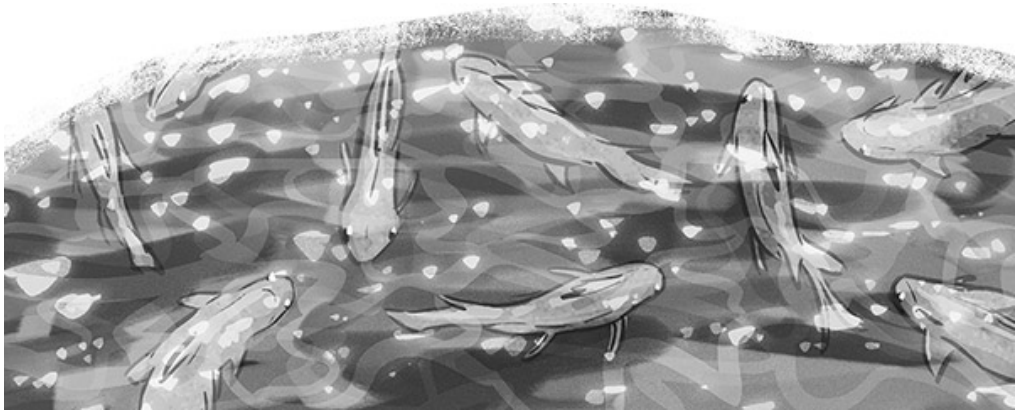
»Das ist keine Magie, das ist hundsgemeines gewöhnliches Gift«, murmelte Pablo. Aber er wusste, es hatte keinen Sinn, mit Davi darüber zu diskutieren.

»Verdammt!« Davi schlug mit der Faust auf den Boden. »Ich wünschte, ich hätte den Laptop mitgenommen. Dann könnte ich eine E-Mail an unseren Ältesten schreiben und er würde Hilfe schicken.«

Da musste Pablo lachen, er konnte nicht anders, und nach einer Weile lachte Davi mit. »Ich … ich weiß nicht, ob du hier Netz hättest …«, prustete Pablo, und Davi zeigte auf ein Spinnennetz voller Wasserjuwelen, das neben ihnen an der Wand hing, und sagte: »Doch, hätte ich, ein sehr gutes Netz.« Sie lachten weiter.

Aber irgendwann verließ das Lachen sie und sie saßen wieder still und nachdenklich nebeneinander.

Da beugte Davi sich vor und rief plötzlich: »Fische!«



Pablo folgte seinem Blick. Tatsächlich, da schwammen dunkle Schatten durchs Wasser, schwammen in Kreisen, tauchten weg in unergründliche Tiefen, kamen wieder nach oben. »Wir müssen vielleicht doch nicht verhungern«, sagte Davi. »Wenn ich es schaffe, einen Fisch zu fangen …«

»Den wir roh essen?«

»Nein, du kannst natürlich dein Taschenfeuer herausholen und ihn braten«, sagte Davi und verdrehte die Augen. »Mann, es geht ums Überleben!« Er ließ sich ins Wasser gleiten. Es war so klar und rein, dass es wirkte, als schwebe Davi. Man sah den Grund nur deshalb nicht, weil der See in der Höhle so unglaublich tief war.

Pablo sah zu, wie Davi schwamm: Geschmeidig wie ein Fisch folgte er den anderen Fischen, doch als er hinabtauchte in ihren Schwarm, zerstreuten sie sich, flohen – und er tauchte mit leeren Händen auf.

»Mist!«, keuchte er. »Die Biester sind schnell!«

Er versuchte es wieder und wieder, schwamm dabei durch den ganzen See – und schließlich zog er sich auf der anderen

Seite auf einen Felsen am Rand und schüttelte sich. Er gab auf.

Einen Moment stand er einfach da und sah besiegt aus und irgendwie tat er Pablo leid. Davi glaubte immer, er könnte in der Natur jedes Problem lösen. Meistens konnte er das, aber manchmal ließ die Natur ihn nicht. Das große Waldland, wie Davi es nannte, hatte seinen eigenen Willen.

»Pablo!«, rief Davi. »Hier ist was Komisches! Komm mal her!«

Pablo seufzte. Er konnte seit einer Weile schwimmen. Er hatte es sich selbst im Rio Negro in Manaus beigebracht, zwischen den Schiffen und dem Müll, weil Ximena gesagt hatte, ein Detektiv müsste schwimmen können. Aber er tat es nicht gern.

Er hatte immer noch Angst vor zu viel Wasser.

»Los!«, rief Davi.

Und da seufzte Pablo noch einmal und sprang hinein. Vielleicht hatte Davi einen Ausweg gefunden, da drüben. Vielleicht war ein Wunder geschehen.

Er bemühte sich, mit gleichmäßigen Zügen über den unterirdischen, blau beleuchteten See zu schwimmen und nicht an die Tiefe zu denken, über der er schwebte. Um ihn schwammen die Fische, als wollten sie ihn necken. Sie waren zum Greifen nahe. Doch als er den Arm nach ihnen ausstreckte, kehrte der ganze Schwarm um und verschwand in die Tiefe, als gäbe es dort etwas, das sie einsaugte.

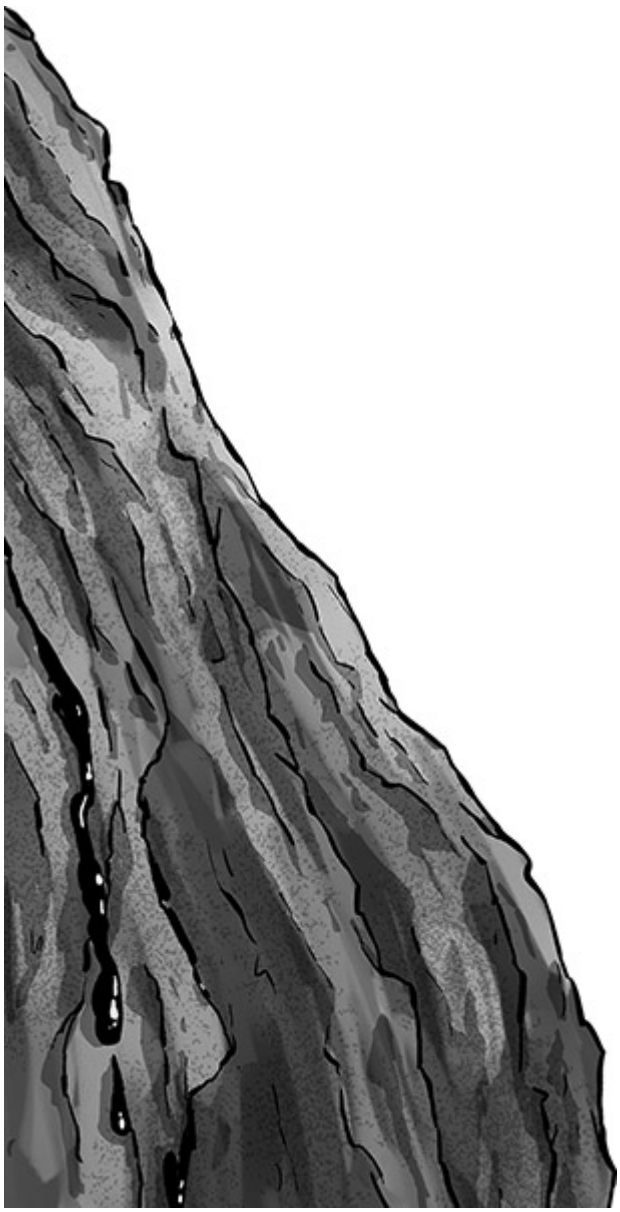
Pablo merkte, wie er begann unterzugehen. Der See war groß, die Strecke zu weit. Er schluckte Wasser, hustete, spuckte. Er musste da drüben ankommen, er würde sich nicht schon wieder von Davi retten lassen! Er strengte sich an, kämpfte verärgert gegen den Sog der Tiefe. Immer waren es die anderen, die etwas konnten – Davi kannte sich aus im Wald, Ximena hatte ihre Bildung, konnte perfekt lesen und schreiben und wusste so vieles, was er nicht wusste.

Pablo hatte nie die Chance gehabt, in einer Bibliothek zu stöbern und Dinge zu lernen, und keine Mutter, keine Großfamilie hatte ihm in einem Shabono beigebracht, wie man den Wald las und in ihm lebte.

Es war ungerecht, ungerecht, ungerecht! Eines Tages würde er der Welt schon zeigen, wer er war und was er konnte. Er würde Senhor Pablo sein, der reitende Entdecker mit den Silbersporen, berühmt und geehrt … Aber wenn sie hier in dieser Höhle verhungerten, hätte er keine Chance dazu.

Darüber wurde er plötzlich so zornig, dass er mit kräftigeren Stößen schwamm. Seine Wut besiegte das Wasser. Und dann war er drüben und kletterte neben Davi auf den Felsen.

»So«, sagte er entschlossen. »Und jetzt finden wir einen Ausweg. Hast du einen entdeckt?«



»Hm, nein«, sagte Davi. »Aber das hier.«

Und er zeigte auf einen zweiten Felsen, etwas höher, in dem es eine Art natürliche Mulde gab. Als wäre der Felsen ein großes steinernes Waschbecken. Das Wasser in dem Becken war schwarz. Tiefschwarz. Und es sah eigentlich nicht aus wie Wasser.

Davi zeigte auf einen Riss in der Felswand über dem Becken. Daraus tropfte sehr langsam das Schwarze. Sie sahen

eine ganze Weile zu: Es war nur ein Tropfen alle paar Minuten.

»Es sieht aus wie … der schwarze See«, flüsterte Pablo.

»Eben«, wisperte Davi.

Sie sahen sich an. »Erdöl?«, wisperte Pablo.

»Sieht so aus. Ich habe mal gehört, dass es Orte gibt, wo es einfach so aus dem Boden austritt. Aber sie sind selten. Sehr, sehr selten. Sonst machen die Menschen es so, dass sie sich die Erde vom All aus angucken, da sehen sie irgendwas, und dann führen sie Berechnungen durch … Überall unter dem großen Waldland ist Erdöl. Aber sie berechnen die günstigsten Stellen. Und dann machen sie Probebohrungen, aber dafür müssen sie schon eine Menge Wald abholzen und eine Straße bauen und eine Menge Dinge in den Wald stellen … Das ist jedes Mal eine eigene Baustelle, selbst wenn sie gar nichts finden, und …« Er brach ab. »Ich höre schon auf, mich aufzuregen«, sagte er. »Schon klar, das hat alles nichts damit zu tun, dass wir hier gefangen sind.«

»Ich weiß nicht«, murmelte Pablo, denn in ihm hatte es begonnen zu arbeiten. Die Gedanken gaben einander die Hände und fingen an, eine Kette zu bilden. »Vielleicht … doch. Vielleicht hat alles miteinander zu tun. Ich bin nur noch nicht sicher.«

Er streckte die Hand aus und war versucht, sie in das schwarze Becken zu tauchen, doch Davi hielt seinen Arm fest.

»Nicht. Es ist gefährlich. Es frisst den Wald. Es vergiftet die Seele der Menschen. Wie das Gold.«

Pablo nickte.

»Aber stell dir vor, man entdeckt eine Erdölquelle«, flüsterte er. »Und sie müssen nicht umständlich suchen, um

das Zeug zu finden. Sie müssen keinen Wald zerstören. Nur eine Pipeline legen. Der, der das Öl entdeckt, würde eine ganze Stange Geld bekommen, oder nicht? Man könnte diese Information verkaufen. An Petrabros. Stell es dir nur mal vor: Man könnte richtig, richtig viel zu essen kaufen. Jeden Tag Farofa-Eintopf. Man könnte sich ein Haus bauen. Oder eines, das man hat, reparieren lassen, eine marode Villa zum Beispiel. Man könnte Bücher kaufen, um klüger zu werden. Und sogar ein Pferd. Alles. Und die Leute würden einen kommen sehen und sagen: ›Da kommt der Entdecker. Er ist jetzt reich und hat heile Kleider.‹ Niemand würde einen mehr wegjagen …«

»Und dann bauen sie *nur* eine Pipeline in den Wald, ja?« Davi schnaubte. »Und es kommen *nur* tausend Leute und arbeiten an ihrem Bau, und sie bauen *nur* eine Straße, damit sie hier rankommen, und dann tritt *nur* ab und zu ein bisschen Öl aus und verschmutzt das Wasser und lässt die Tiere erkranken, und dann ist *nur* die ganze Gegend kaputt. Na, prost Mahlzeit.«

»Stimmt, Mist«, sagte Pablo zerknirscht. »Also vergessen wir das Ganze.«

»Die Baumfrau weiß davon«, murmelte Davi nachdenklich. »Sie kennt diese Höhle.«

»Vielleicht ist es das«, sagte Pablo. »Vielleicht bringt sie Leute, die sie hier findet, immer in diese Höhle. Damit sie es sehen. Damit sie wissen, warum sie sterben müssen.«

»Wie?«

»Na ja, es liegt doch auf der Hand, oder?«, meinte Pablo. »Die Baumfrau lebt in ihrem Baum, mit den Tieren. Den Papageien und … den anderen. Warum auch immer. Sie spinnt, klar, absolut. Aber sie bewacht den Wald. Dieses ganze

Tal. Sie lässt niemanden rein, der es kaputt machen kann. Und wenn sie jemanden fängt, lässt sie ihn in dieser Höhle verrecken, und sie wissen alle am Ende, warum. Wegen der Gier der Menschen nach dem Öl. Sie sterben alle, aber sie lässt die Höhle ihnen selbst erklären, warum.«

»Okay, das … ist ein bisschen weit hergeholt«, sagte Davi. »Siehst du hier irgendwelche Leichen?«

Pablo nickte zum See hin, der bodenlos dunkelblau in der Tiefe verschwand. »Du meinst, da unten liegen …?«, begann Davi.

»Ich weiß es nicht. Aber es könnte sein.« Pablo zuckte mit den Schultern.

»Und warum hat sie den Fotografen nicht hierhergebracht und ihn auch verhungern lassen?«

»Hm, er kann ja nicht abhauen und jemandem was von diesem Gebiet erzählen, solange sein Bein kaputt ist. Vielleicht behält sie ihn noch ein Weilchen, bis er gesund ist, und dann schafft sie ihn hierher.« Pablo seufzte. »Aber – warte. Da war dieser Alte im Dorf. Der sie gesehen und dann nie mehr ein Wort gesagt hat. Der auf dem Friedhof.« Plötzlich wurde er ganz aufgeregt. »Er muss hier gewesen sein! Sie muss ihn hergebracht haben, Davi! Damit er stirbt! Und er war sich ziemlich sicher, dass das sein Ende ist, ihm ist der Schreck in die Knochen gefahren, aber dann … Dann ist er irgendwie nach ein paar Tagen nach Terra de Esperança zurückgekommen!«

»Das heißt, es gibt einen Weg nach draußen«, sagte Davi.

Pablo sah den unendlich tiefen See an, über den er geschwommen war.

»Die Fische. Die Fische müssen auch irgendwie hereinkommen. Es waren ganz normale Fische, keine komischen unterirdischen Höhlenfische ohne Augen. Es gibt eine Verbindung unter Wasser! Und da war ein Sog. Ich dachte, ich bilde es mir ein, aber … er war da.«

»Hier ist irgendwo eine Quelle«, murmelte Davi. »Sonst wäre das Wasser nicht so klar. Das Wasser erneuert sich, immerzu. Und es fließt nach unten ab. Und landet …«

»… im Fluss«, sagte Pablo.

»Okay«, sagte Davi. »Wir müssen tauchen.«

»O verdammt, ich hätte das mit den Fischen nicht sagen sollen«, meinte Pablo. Aber er lachte. Es gab eine Chance. Eine Chance auf Rettung.

»Ich gehe«, sagte Davi entschlossen. »Ich suche den Weg. Und dann komme ich wieder und hole dich. Das Problem ist … ich habe da unten kein Licht.«

»So ein Mist, dass ich meine Kerze verschenkt habe«, knurrte Pablo. Davi sah ihn entgeistert an und Pablo grinste. »War nur ein Witz. Die Tasche ist sowieso bei der Baumfrau geblieben. Vielleicht liest sie gerade in meiner Bibel oder … schärft sich ihre Krallen mit meinem Messer und faucht dabei ein bisschen vor sich hin.«

Davi hob die Arme, um kopfüber ins Wasser zu springen –

»Moment«, überlegte Pablo. »Was tun wir, wenn wir hier rauskommen?«

»Wir finden das Manati und Ximena, lösen sie aus dem Bann der Botos, was auch immer dazu nötig ist, und hauen ab«, meinte Davi. »Und die Baumfrau lassen wir schön hier weiter ihr Tal bewachen und ihren Wasserfall und sagen Miguel, dass er keine Touristen mehr herbringen darf.«

»Wir … retten den Fotografen nicht?«, fragte Pablo.

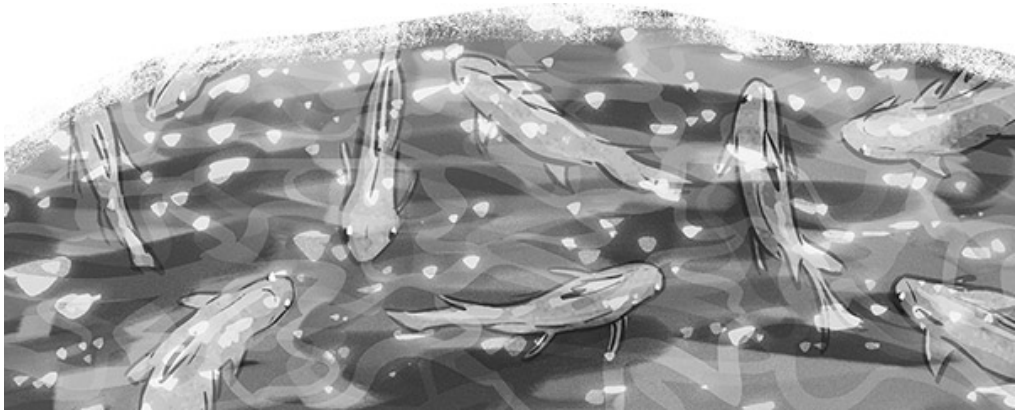
»Nein«, sagte Davi. »Tut mir leid. Aber den Hund sollten wir mitnehmen.«

Damit sprang er, in einem vollendeten Bogen wie stets, und verschwand im tiefen Blau oder der blauen Tiefe und Pablo blieb allein am Ufer zurück. Davi, das wusste er, konnte lange die Luft anhalten. Und was er vorhatte, würde nicht leicht werden. Er schickte ein kleines Stoßgebet los.

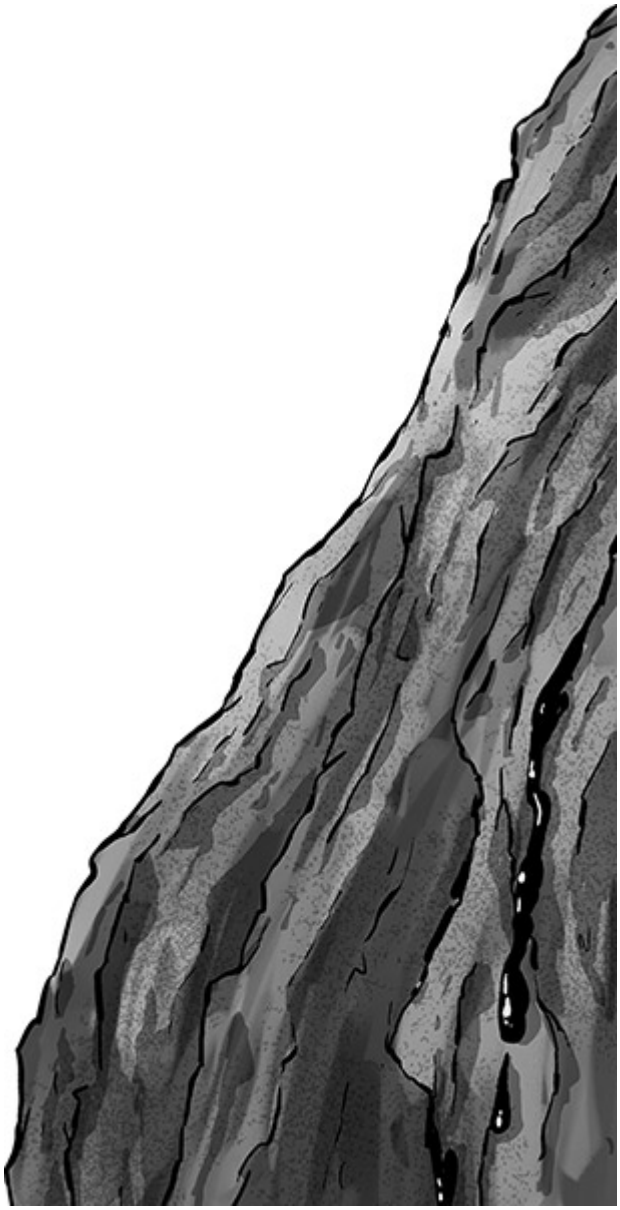
»MariaMutterGottesLiebesJesuleinHeiligerGeistUndGottvater«, flüsterte er. »Pass auf Davi auf, da unten! Lass ihn den Ausgang finden. Lass uns hier rauskommen. Ich gelobe auch feierlich, von jetzt an jeden Tag in der Bibel zu lesen, falls ich sie wiederbekomme. Oder jeden zweiten. Oder jedenfalls jeden Sonntag.«

Davi kam nicht zurück.

Pablo wartete eine unendliche, schrecklich lange Zeit am Ufer des Sees auf seinem Felsen neben dem Becken voll schwarzem Öl. Nichts geschah. Nur ein paar Fische spielten übermütig im klaren Wasser.



Was, wenn Davi sich da unten irgendwie zwischen den Felsen eingeklemmt hatte? Wenn er einen Ausgang gefunden hatte, der aber verschüttet war, sodass keine Menschen mehr hindurchpassten, sondern nur noch Fische? Oder wenn er feststeckte? Pablo begann, nervös am Ufer auf und ab zu gehen.



»Ich muss ihm helfen«, murmelte er. »Ich muss ihm nach. Ich muss tauchen.«

Aber er war nicht gut im Tauchen. Und er hatte Angst, schreckliche Angst vor der Tiefe.

Wie viele Minuten waren vergangen? Fünf? Zehn? Fünfzehn?

Kein Mensch kann fünfzehn Minuten lang unter Wasser bleiben.

Pablo setzte sich auf den Felsen neben das Erdölbecken, schlang die Arme um die Knie und legte den Kopf darauf. Es war zu spät. Er hatte versagt. Er hatte Davi nicht geholfen und jetzt war Davi fort. Pablo würde hierbleiben, so lange, bis er seinen letzten Atemzug tat.

Eine Träne rann über seine Wange, warm in der Kühle der Höhle.

Dies war das Ende der Furchtlosen Drei vom Rio Negro.

Irgendwo da draußen waren Ximena und der Hund.

Er hoffte, dass wenigstens sie es zurück nach Manaus schafften. Der Silberbaron hatte recht gehabt: Es war zu gefährlich hier draußen im Amazonas.

ZEHNTES KAPITEL,

in welchem das Manati endlich zum Helden wird, eine Menge Leute tauchen und Ximena nicht hätte ins Wasser springen sollen

Ximena erwachte auf einem flachen Stein am Ufer eines Sees und blinzelte.

Hatte sie überhaupt geschlafen? Es war heller Tag. Sie war sich nicht ganz sicher, was geschehen war, alles war verschwommen.

»Moment«, murmelte sie. »Ich war … am Fluss und wir waren von dem Berg, auf dem keine Leiche lag, runtergeklettert … Aber jemand ist im Wald … Und der Hund ist weg … Und da waren die Delfine und ich bin zu ihnen gelaufen und ins Wasser gesprungen. Pablo und Davi wollten mich daran hindern … Pablo und Davi!« Sie sah sich um. Sie war allein.

Vor ihr lag nur der See, still und wunderschön. Etwas glitzerte und gleißte an seinem Grund, Sand voller Sonnenlicht oder etwas anderes. Und zu ihrer Rechten ergoss sich ein Wasserfall in den See, brausend und schäumend. Die Sonne malte Regenbögen in den Mantel aus winzigen Tropfen, der den See umgab. Neben dem Wasserfall ragten hohe, lichte Bäume empor, schmiegten sich an die Felsen, durch die das Wasser fiel.

Aber einer von ihnen war dichter, ließ kein Licht durch. Verbarg etwas in seiner Krone.

Sie stand auf. Miguels T-Shirt, das sie die ganze Zeit über trug, klebte nass an ihrem Körper, sie musste lange im Wasser gewesen sein.

»Ihr wart das«, sagte sie. »Hört ihr mich? Ihr Delfine? Ich bin wieder mit euch geschwommen. Es war schön. Das ist alles, woran ich mich erinnere. Es war wie … ein Traum. Nein wartet, jetzt weiß ich es wieder, ihr habt gesungen. Ein Schlaflied. Moment, singen Botos Schlaflieder?« Sie schüttelte sich. »Quatsch. Da war jemand anderes. Es waren zwei Stimmen, eine helle und eine dunkle. Wie schon einmal. Und dann war ich nicht mehr im Wasser, ich war … an Land …« Sie presste beide Hände an die Stirn und versuchte, sich zu konzentrieren. »Ich saß auf den Knien von jemandem, der mich im Arm hielt … Aber dann … dann ist etwas passiert … Da war Lärm. Leute haben herumgeschrien. Und es war laut. Ich glaube … ich glaube, da waren Schüsse. Und da war … da war Blut.«

Sie nahm die Hände herunter, sah sie an, aber natürlich waren sie sauber.

»Es muss eine Erinnerung sein«, wisperte sie. »Ich bin mit den Botos geschwommen und das hat eine verschüttete Erinnerung … entschüttet. Eine Erinnerung an damals, ehe der Silberbaron mich im Wald gefunden hat. Er hat gesagt, ich war ein Baby, aber ich glaube, ich war gar kein Baby. Ich muss älter gewesen sein. So alt, dass ich verstanden habe, dass etwas Gefährliches passiert ist.«

Sie sah sich um. »Wo sind nur Pablo und Davi?«

In diesem Moment hörte sie den Hund. Ganz deutlich. Aus einem Baum. Ximena hob den Kopf. Das Bellen kam aus dem

dichten, geheimnisvollen Baum, durch dessen Krone kein Licht fiel.

Sie machte einen Schritt auf den Baum zu – und stockte.

Vielleicht war es eine Falle.

Wenn etwas im Wald war, das den Hund gefangen hatte, wollte es vielleicht, dass Ximena zu ihm kam. Eigentlich klang der Hund nicht unglücklich. Es war ein fröhliches Bellen gewesen, so als spiele er mit jemandem.

»Die Baumfrau«, wisperte sie. »Pablo hat gesagt, da war ein Schatten. Aber weißt du, was, Baumfrau? Ich glaube nicht an dich. Ich glaube, du bist etwas ganz anderes. Kein Phantom, kein Monster. Sondern ein Tier. So wie damals das Riesenfaultier. Ich tippe auf … einen Affen. Die Leiche auf dem Felsen haben doch ganz andere Leute gebastelt, wetten? Gleich tauchen Davi und Pablo auf und erzählen mir, dass sie längst alles herausgefunden haben …«

Aber stattdessen tauchte etwas anderes auf. Direkt vor Ximena, aus dem Wasser.

Nämlich eine Nase.

Eine freundliche Nase, die durch zwei große Löcher schnaubte.

Direkt danach tauchte noch etwas auf – das Manati, Davis Manati, robbte an Land. Es robbte zu Ximena wie ein ungelenker Seehund, denn es war nicht dazu gemacht, sich an Land zu bewegen. Es stieß Ximena mit seinem plumpen Kopf an. Es war stark. Sie fiel um.

Als sie sich wieder aufrappelte, stieß es sie noch einmal an, schnaubte wieder und gab eine Art verhaltenes Jaulen von sich, das schien das Äußerste zu sein, was es tun konnte.

Es war noch immer ein leises und langsames Tier, aber für ein Manati war es beinahe panisch.

Dann drehte es sich um und robbte wieder ins Wasser, tauchte auf, sah sich nach Ximena um.

Und Ximena begriff: Das Manati wollte, dass sie ihm folgte.

»Davi«, sagte sie. »Davi ist etwas passiert, richtig? Und Pablo. Okay, der Hund muss warten.«

Sie sprang zurück ins Wasser, und es war schön, im See zu schwimmen. Das Glitzern, das vom Boden ausging, schien sie ganz einzuhüllen. Zum Glück waren keine Botos mehr da, sie

hatte jetzt keine Zeit für Erinnerungen, sie musste Davi und Pablo finden.

Das Manati schwamm ein Stück, sah sie an, irgendwie warnend, und tauchte ab. Ximena holte tief Luft und tauchte ihm nach.

Das Wasser war so klar, dass sie das Manati vor sich sah, als schwebe es durch die Luft statt durch einen See. Ximena schwebte ihm nach, schwamm mit kräftigen Stößen abwärts, weiter und weiter, tiefer und tiefer. Sie kam dem Glitzern näher. Da war tatsächlich Sand auf dem Grunde des Sees, zwischen den Felsen, die ihn bildeten. Aber im Sand gab es einzelne glitzernde Flecken. Wie Sterne am Nachthimmel über dem Amazonas.

Bunt schillernde Fische huschten davon. Und dann sah Ximena das dunkle Loch, auf das das Manati zuschwamm. Es drehte sich noch einmal nach ihr um – und tauchte hinein.

Alles in Ximena zog sich zusammen vor Furcht.

Mit den Botos zu schwimmen und mit einer jungen Seekuh zu tauchen, war eine Sache. In ein bodenloses schwarzes Loch zu tauchen war eine andere.

Sie hatte kaum mehr Luft. Wohin führte das Loch? Würde sie je wieder daraus auftauchen? Was, wenn sie nicht zurückkonnte? Das Manati war eigentlich dicker als sie, aber dennoch … Davi und Pablo waren fort. Sie waren vielleicht schon lange fort, etwas war ihnen zugestoßen, während sie mit den Botos gespielt und sich erinnert hatte.

Sie musste in dieses verflixte Loch tauchen.

Sie war eine der Furchtlosen Drei vom Rio Negro, eine Amazonas-Detektivin.

Ximena war jetzt ganz nahe, das Schwarze befand sich direkt vor ihr. Ein wenig Licht schien hinein, es schien ein Gang im Fels zu sein, immerhin breit genug … Sie sammelte ihre letzte Kraft und tauchte hinein.

Schwamm ins Dunkel.

Nach drei Schwimmstößen kam etwas aus dem lichtlosen Wasser vor ihr, stieß gegen sie, und Ximena erschrak so sehr, dass sie beinahe den Mund zu einem Schrei öffnete, doch zum Glück nur beinahe. Für den Bruchteil einer Sekunde dachte sie, das Manati käme zurück. Dann spürte sie, wie eine Hand sie streifte. Ein Mensch! Ein Mensch schwamm ihr durch den Tunnel entgegen. Ihre eigene Hand ertastete Haut … bloße Haut … und etwas wie eine dünne Schnur. Mehr ertastete sie nicht, es ging alles zu schnell, der Mensch war vorüber, und sie schwamm weiter, und während sie schwamm, verstand sie: Es gab nur einen Menschen, der als einziges Kleidungsstück eine dünne Schnur um den Bauch trug. Davi.

Ximena hatte keine Luft mehr. Ihr Brustkorb schmerzte, ihr Kopf dröhnte, sie musste auftauchen, dringend. Die Kraft verließ ihre Arme. Sie zwang sich weiter, mit dem letzten bisschen ihres Willens. Der Silberbaron sagte immer, sie wäre störrisch, und das stimmte. Störrisch wie dein Vater, das hatte er einmal gesagt, als sie gestritten hatten. Dein Vater hat auch nie auf mich gehört, sonst hätte er nicht darauf bestanden, diese verrückte Europäerin zu heiraten. Er hätte ein vernünftiges Mädchen aus gutem Hause geheiratet, eines hier aus Manaus, und er hätte …

Da war Licht. Bläuliches Licht vor ihr. Es war wunderschön. Es war ihre Rettung! Der Tunnel im Fels endete, gerade als Ximena spürte, wie das Bewusstsein sie verließ. Wie eine freundliche Nase sie anstupste, um sie nach oben zu bugsieren.

Dann war sie oben und sie kam mit einem Ruck wieder zu sich und schnappte gierig nach Luft. Sie hatte es geschafft.

Einen Moment lag sie nur so auf der Wasseroberfläche und atmete und war glücklich, am Leben zu sein. Dann drehte sie sich um und sah, dass sie sich in einem unterirdischen Gewölbe aus feuchten, bläulich leuchtenden Felswänden befand. Oben fiel durch ein beinahe kreisrundes Loch das Licht des Urwaldtages.

Und am Rand der Grotte hockte jemand auf einem Felsen, die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf daraufgelegt. Er sah sehr allein und verzweifelt aus.

Ximena fand ihre Kraft wieder und schwamm hin, zog sich ans Ufer, keuchend. Und da sah der Jemand auf. »Pa…Pablo«, keuchte Ximena.

Sein Gesicht war voller Tränenspuren.

»Ximena!«, rief er. »Ich habe Davi verloren. Er ist getaucht, aber nicht wiedergekommen. Er muss tot sein. Es ist furchtbar und ich bin schuld! Woher kommst du?«

»Ich bin auch getaucht«, sagte Ximena und lächelte. »Und – du hast ihn nicht verloren. Weil … ich habe ihn gefunden. Unter Wasser. Er ist mir entgegengeschwommen im Dunkeln. Es war ziemlich verrückt.«

Sie schüttelte sich und wrang das Wasser aus ihrem Haar.

»Himmel, Pablo! Wie seid ihr hierhergekommen?«

»Sie hat uns hergebracht«, sagte Pablo. »Sie hat uns gefangen und betäubt mit irgend so einem scheußlichen Kräuterzeug. Dann muss sie uns durch das Loch da oben hier runtergebracht haben. Es ist zu hoch, um raufzuklettern ohne Seil, und da drüben ist eine Erdölquelle, auch wenn du mir das nicht glauben wirst, und …« Er brach ab und wischte sich die letzten Tränen aus dem Gesicht, zog die Nase hoch.

»Ich habe nicht geheult, falls du das denkst«, murmelte er. »Es ist nur wirklich kühl hier. Ich glaube, ich habe mich erkältet.«

Da schlang Ximena ihre Arme um ihn und drückte ihn fest an sich. Sie war so froh zu leben, so froh, ihn wiederzusehen, und er hatte so traurig ausgesehen.

»Ich, äh«, meinte Pablo und sträubte sich ein bisschen. Aber sie ließ nicht los und da umarmte er sie auch. »Mädchen«, hörte sie ihn sagen und seufzen, doch man konnte genau fühlen, wie gern er umarmt wurde.

Schließlich ließen sie sich doch los, und dann erzählte Pablo Ximena alles, was geschehen war, und das war eine Menge. Er zeigte ihr den Riss in der Wand und das natürliche Steinbecken, in dem sich das schwarze Öl sammelte. Ximena schüttelte immerzu den Kopf.

»Wahnsinn«, stieß sie aus, »Wahnsinn.«

Das Manati paddelte neben ihnen durch den See, tauchte und schwamm ein paar Runden, aber schließlich kam es hoch und schnaubte wieder.

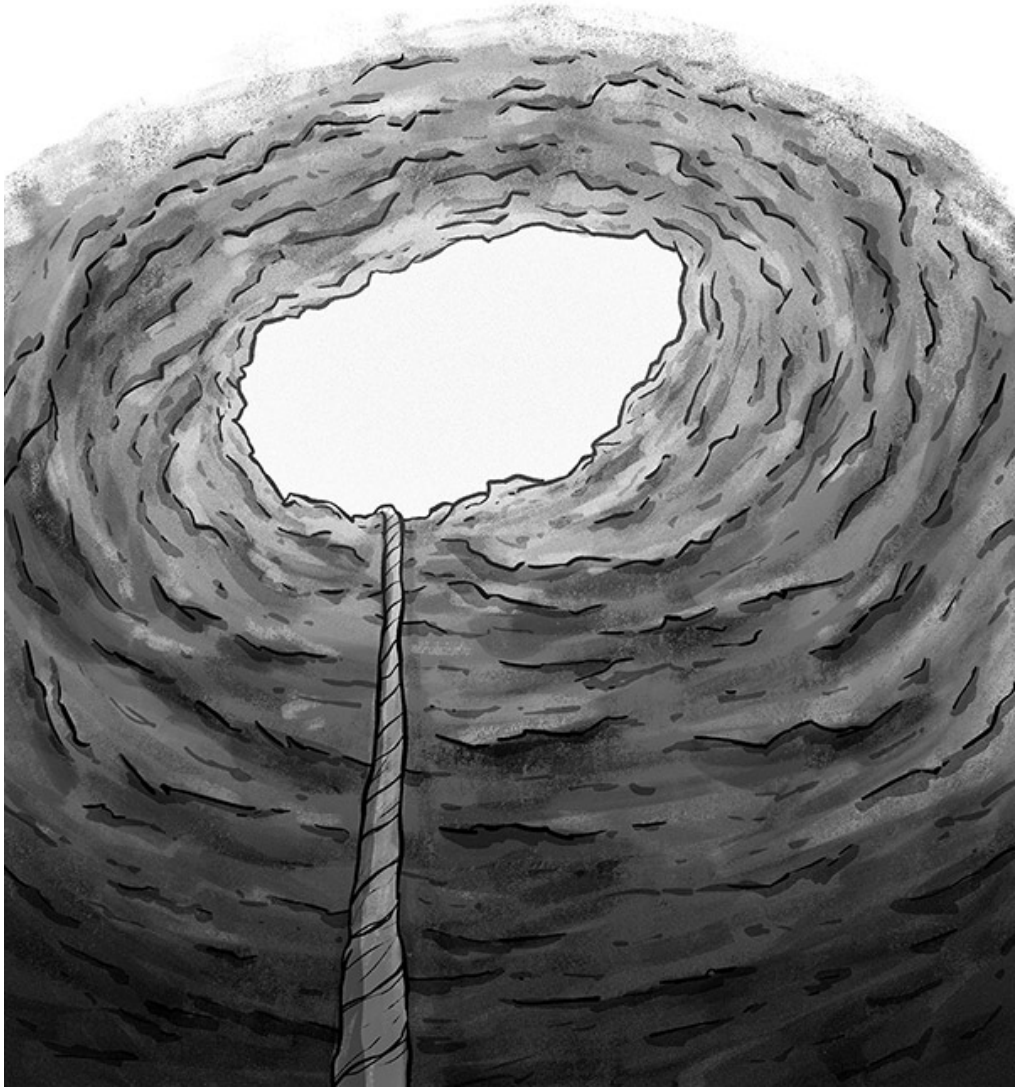
»Wir sollten zurück«, sagte Ximena. »Davi wartet auf uns.«

Pablo schüttelte den Kopf. »Ich schaffe das nicht. Ich kann niemals so lange tauchen.«

»Du musst«, sagte sie entschlossen.

Aber sie hatte selbst Angst vor dem Rückweg. Fürchterliche Angst.

In diesem Moment fiel etwas von oben herunter. Oder es fiel nicht, es rollte sich vielmehr aus und blieb hängen: ein Seil. Ein Seil, das durch das Loch im höchsten Punkt der Kuppel kam.



»Davi?«, rief Ximena.

Es kam keine Antwort, aber Pablo nickte. »Er muss es sein.«

Das Seil hing jetzt über der Mitte des blauen Sees. »Komm«, sagte Ximena. Sie sprang als Erste ins Wasser und Pablo folgte ihr. Ximena schwamm zum Seil hinaus, packte es mit beiden Armen und strampelte mit den Beinen – es war nicht leicht hochzuklettern, weil sie sich nirgends abstoßen konnte. Mehr noch: Es war unmöglich.

»Davi!«, rief sie. »Du musst uns rausziehen!«

Wieder gab es keine Antwort.

»Was, wenn das gar nicht Davi ist?«, fragte sie. »Wenn das die Baumfrau ist?«

»Du … du meinst, sie hat es sich anders überlegt und holt uns wieder raus?«, keuchte Pablo, der etwas mühsam neben ihr Wasser trat. »Und jetzt will sie uns doch lieber als Abendessen, zusammen mit ihrem zahmen Fotografen?«

Das Seil ruckte. Sie wurde in die Luft gehoben.

Pablo packte Ximenas Bein.

Und so schwebten sie in die Höhe, mitten durch den blau schimmernden Raum der unterirdischen Kuppel: zwei Detektive an einem Seil, von denen einer am Bein des anderen hing. Sicher sah es interessant aus.

Als sie oben durch das Loch gezogen wurden, gab es einen Ruck, und das Seil hielt an. Es stand niemand dort und wartete auf sie. Stattdessen lief das Seil durchs Dickicht über den Boden. Ximena zog sich von dem Loch weg und zog Pablo, der noch immer an ihr hing, hinauf auf festen Boden.

Dann setzten sie sich beide auf und sahen sich um.

»Davi?«, fragte Ximena.

Auch dieses dritte Mal antwortete niemand.

Pablo war als Erster auf den Beinen und half Ximena hoch. Dann folgten sie dem Seil durchs Unterholz.

Sein Ende war um einen Baum gebunden.

»Warte, aber der Baum hat uns nicht hochgezogen«, wisperte Pablo und sah sich um. »Jemand ist hier. Jemand hat bis eben gezogen und das Seil erst danach festgeknotet.«

Sie sahen gleichzeitig nach oben. Doch die Bäume waren frei von huschenden Schatten. Nur zwei rote Papageien saßen

auf einem Ast und beäugten sie.

Und irgendwo weiter oben lachten ein paar kleine Affen.

Ein riesengroßer leuchtend blauer Schmetterling landete auf einem Baumstamm neben ihnen. Eine Schlange glitt über einen Ast und war fort. Eine Straße fleißiger Ameisen lief auf einer eigenen Ameisenautobahn an einem anderen Baum empor. Die Autobahn führte kurz über Kopfhöhe in einen Tunnel aus Erde und Blattstückchen und oben zu einer Großbaustelle, wo die Ameisen einen riesigen Klumpen errichteten, in dem sie wohnten, ein Kunstwerk moderner Architektur.

»Hier ist … so viel Leben«, wisperte Ximena. »Hier wohnen so viele Leute! Man sollte sie nicht stören. Ich kann verstehen, dass die Baumfrau will, dass niemand in dieses Tal kommt.«

»Sie hätte uns auch höflich bitten können zu gehen«, knurrte Pablo. »Du hast sie nicht gesehen. Sie ist völlig übergeschnappt. Sie faucht wie ein Tier.« Er schüttelte sich. »Ich lege keinen Wert darauf, sie wiederzusehen. Wir müssen den Hund befreien, und dann sollten wir uns beeilen, dass wir wegkommen. Davi hat das auch gesagt.«

»In diesem Fall sollten wir erst Davi finden«, meinte Ximena.

Pablo überlegte. »Er ist getaucht … und das Manati ist vermutlich auch zurückgetaucht …«

Ximena nickte. »Wo genau liegt der Wasserfall mit dem See von hier aus?«

Minuten später waren sie wieder unterwegs durch den Wald. Aber sie kamen nur ein paar Schritte weit, dann blieb Pablo stehen und hob etwas auf. Etwas Weißes. Einen Fetzen Papier. »Hier steht etwas drauf«, sagte er. »Aber es sieht nicht aus wie Schrift, sondern …«

»Das ist ein Notenschlüssel«, sagte Ximena. »Ein Violinschlüssel. Und der Beginn von etwas, das mehrstimmig ist, samt Notenlinien. Guck mich nicht so an, ich kann nichts dafür, dass ich das weiß. Der Silberbaron wollte mal, dass ich Klavier und Noten lerne. Weil mein Vater Klavier gespielt hat. Aber ich wette, er hat es genauso ungern gespielt wie ich. Ich habe den Silberbaron überzeugt, dass ich so schlecht bin, dass ich es nicht lernen muss.« Sie grinste.

»Aber wer verliert ein Stück … Musik … im Urwald?«

»Davi nicht«, sagte Ximena. »Und diese Baumfrau auch nicht.«

»Da war noch jemand«, meinte Pablo. »Jemand ist uns den ganzen Weg gefolgt. Jemand hat dich umgestoßen, ehe du in den schwarzen See gefallen bist.«

»Dafür, dass es ein einsames Tal ist«, sagte Ximena unbehaglich, »sind eine ganze Menge Leute hier, die man nicht sieht.«

Nirgends raschelte etwas, und sie hatten keine Chance, ihren unsichtbaren Verfolger zu finden. Schließlich blitzte der See durch die Bäume und dann waren sie an seinem Ufer.

Es war fast ein bisschen wie Nachhausekommen, es war schön, wieder dort zu sein, wo es Licht gab und die Schatten sich zurückzogen. Obwohl man sicherlich aufpassen sollte, dachte Ximena, dass man von einem bestimmten Baum aus nicht gesehen wurde.

Davi hatte daran gedacht.

Er saß neben einem hohen Uferfelsen, sodass man ihn von dem Baum am Wasserfall aus ganz bestimmt nicht sah. Davi hatte einen Arm ins Wasser gehängt und streichelte das

Manati. »Da seid ihr ja«, sagte er und sah auf. »Nehmt Platz, dies ist mein privater Tarnfelsen. Wieso kommt ihr aus dem Wald und nicht aus dem See?«

»Das … ist eine komische Geschichte«, meinte Ximena. »Du hast uns hochgezogen. Nur warst du es gar nicht.«

»Hm, nein«, sagte Davi. »Das hätte ich gemerkt.«

»Vielleicht war es die Baumfrau«, überlegte Pablo.

»Nein«, sagte Davi. »Die ist die ganze Zeit da oben auf ihrem Baum und damit beschäftigt, durch die Äste zu huschen. Irgendwie aufgeregt. Und ich habe sie reden hören. Mit dem Fotografen. Ich habe allerdings nicht verstanden, was die beiden gesagt haben. Wir brauchen einen Plan, um den Hund zurückzuholen, und dann sind wir hier weg.«

»Du willst den Fotografen wirklich hierlassen?«, fragte Ximena. »Du willst gar nicht wissen, warum die Baumfrau hier ist? Oder wer uns durch den Wald folgt?«

»Kein bisschen«, meinte Davi. »Von mir aus können die sich alle gegenseitig verfolgen, wenn sie Spaß dran haben. Ich bin nicht der, der Detektiv spielt, das seid ihr. Ich bin der, der den Wald rettet. Und ich glaube, hier gibt es nichts zu retten. Dieses Tal ist … wie heißt es so schön … unberührt. Hier ist der Wald nicht in Gefahr.«

»Ich hoffe«, murmelte Pablo.

»Und du willst keines der Rätsel lösen?«, fragte Ximena. »Bist du kein bisschen neugierig?«

»Nein«, sagte Davi fest. »Neugier schadet dem Wald.«

Aber Ximena sah genau, wie es in seinen Augen glitzerte. Natürlich wollte er die Rätsel lösen. Im Grunde seines Herzens war auch er ein Detektiv.

»Na, dann retten wir eben nur den Hund«, sagte sie, als glaube sie ihm. »Ich mache einen Plan. Wir müssen auf den Baum kommen, ohne dass uns die Baumfrau sieht, und …«

In diesem Moment planschte etwas draußen im See. Es schwamm heran und tauchte vor ihnen aus dem Wasser.

Ein rosa Delfinschnabel.

»Ximena«, flüsterte Davi und packte sie am Arm. »Diese Baumfrau sitzt irgendwo da oben und beobachtet den See.«

»Bleib hier, hinter diesem Felsen«, sagte Pablo. »Du wirst jetzt nicht …«

Aber Ximena hörte seine Worte nur noch wie aus weiter Ferne.

Sie sah die Botos an, die im Wasser standen und schnatterten und nach ihr riefen. Sie wusste, sie musste zu ihnen. Auf der anderen Seite der Botos warteten Bilder und Töne aus einer anderen Zeit; dort wartete die Wahrheit.

Sie riss sich los und sprang.

Sie musste sich endlich zu Ende erinnern.

ELFTES KAPITEL,

in welchem schon wieder eine Felswand erklommen wird, jemand sich zwischen weißen Blüten versteckt und ein Lied Ximenas Leben rettet, obwohl die Kekse falsch waren

»O verflixt«, flüsterte Davi.

Sie sahen zu, wie Ximena in der Mitte des Sees wieder auftauchte, zusammen mit zwei der Botos. Wie sie ihre nassen Haare aus dem Gesicht strich und strahlte. Sie strahlte die Botos an. Sie spielte mit ihnen. Tauchte wieder weg, schwamm um sie herum, war eine von ihnen. Das Delfin-Mädchen.

»Sie macht das eine Weile, und dann kommt sie zurück, so ist es doch immer«, sagte Pablo leise. »Wir müssen nur warten.«

»Es ist nicht wie immer«, meinte Davi. »Es ist das Ende von immer. Frag mich nicht, wieso, aber ich hab das im Gefühl.«

Das Manati schob seine Nase ratlos am Ufer auf und ab und tauchte dann ab, als hätte es auch etwas im Gefühl: dass etwas passieren würde, bei dem man besser nicht anwesend war. Pablo stellte sich auf die Zehenspitzen und lugte vorsichtig über den Felsen, hinter dem sie standen. Und in diesem Moment landete ein Schatten auf einem der Ufersteine weiter in Richtung Wasserfall. Ein Schatten, der aus einem Baum gekommen war, rasch, unwirklich.

Davi reckte sich neben Pablo über den Fels, sie sahen es beide:

Dort stand die Baumfrau, war aus ihrem Haus-Baum geglitten wie eine Schlange und beobachtete Ximena. Sie trug das zusammengefaltete Tuch bei sich, hatte es mit einem Seil auf ihren Rücken gebunden: das Tuch, mit dem sie Leute fing. Doch in den Händen hielt sie etwas anderes. Pfeil und Bogen.

Zum ersten Mal sahen die Detektive sie genau: Sie war nicht besonders groß, aber zäh und drahtig. Um ihren nackten Körper trug sie ein breites geflochtenes Gürteltuch, an dem ein Köcher voller Pfeile hing, und um ihre Brust zwei kreuzweise übereinandergelegte Ketten voller roter Baumsamen. Die Bänder um ihre Oberarme zeigten ihre Muskeln dort deutlich, ihr wildes Haar reichte in Wellen und Locken bis über die Schultern und an einer Seite steckte eine weiße Urwaldblüte darin. Was irgendwie erstaunlich war bei dieser grimmigen Gestalt.

Pablo ertappte sich bei einem merkwürdigen Gedanken: Sie ist schön, dachte er.

Sie ist nicht freundlich, aber sie ist schön wie auf einem Bild.

Ximena lachte, da draußen im See, und schlang ihre Arme um einen der Delfine, ließ sich ein Stück ziehen. Die Baumfrau legte einen Pfeil an.

»Sie wird sie betäuben«, flüsterte Davi. »So machen wir das auch. Es gibt Pflanzen im Wald, die gut dafür sind, die Pfeilspitzen zu präparieren.«

»Was sollen wir tun?«, wisperte Pablo. »Können wir sie … niederschlagen? Wir sind zu zweit.«

»Wenn wir jetzt über diesen Felsen klettern und hinrennen, schießt sie einfach erst zwei Pfeile auf uns ab. Sie ist schnell, ganz bestimmt«, flüsterte Davi. »Blitzschnell. Sie ist kein Mensch. Sie ist ein Geist des Waldes.«

»Aber wir müssen doch irgendwas unternehmen!«

Ximena hatte sich im Wasser auf den Rücken gelegt und sah in den Himmel, die Botos schwammen um sie herum in einem Muster, als hätten sie es geübt.

»Sie ist schon einmal mit ihnen bis hierher geschwommen«, murmelte Davi. »Warum hat die Baumfrau sie da nicht gesehen?«

»Die Baumfrau kann auch nicht überall gleichzeitig sein«, sagte Pablo. Und auf einmal lächelte er. »Was beweist, dass sie eben *kein* Geist ist. Und das bedeutet, wir können es mit ihr aufnehmen. Irgendwie.«

Sie hob den Bogen, legte den Pfeil an, spannte die Sehne.

»Nein!«, wisperte Pablo und krallte sich an Davi fest.

Und dann flog der Pfeil, schnellte durch die Luft, rasch wie ein Blitz, man sah ihn kaum.

Einer der Botos schubste Ximena mit seiner Schnauze und sie tauchten gemeinsam ab.

Der Pfeil traf nichts als Wasser. Die Baumfrau legte einen zweiten Pfeil an, sie hatte genug in ihrem Köcher, um eine ganze Schulklasse zu erlegen.

Ximena tauchte wieder auf und diesmal flog der Pfeil genau auf sie zu. Aber im allerletzten Moment schubste ein Boto sie wieder beiseite. Und der Pfeil traf den Boto.

Er gab einen seltsam hohen Fiepton von sich, schlug mit den Flippern, kippte zur Seite – Ximena schrie auf.

Sie schien mit einem Ruck aus ihrem Traum oder ihrer Trance oder was auch immer zu erwachen, packte den Boto und versuchte, ihn in Richtung Ufer zu ziehen. Ein dritter Pfeil zischte durch die Luft. Ximena duckte sich weg, er zischte an ihr vorbei.

Und dann sahen Pablo und Davi etwas Erstaunliches: Sie sahen, wie alle Botos auf einmal halfen. Sie umringten Ximena und ihren betäubten Kollegen und schoben die beiden mit ihren Nasen an, rasch, rasch über das Wasser. Aber nicht in Richtung Ufer. Sondern in Richtung des Wasserfalls.

Sie glitten als Gruppe dort hinüber zu der glitzernden, gischtenden Wand und der vierte Pfeil … Aber es gab keinen vierten Pfeil. Die Baumfrau stand reglos und starrte.

Sie sah zu, wie die Delfine durchs aufgewühlte Wasser vor dem Wasserfall schwammen, die Wand erreichten. Und zusammen mit Ximena durch eine Lücke in den Wasserstrahlen schlüpften wie durch einen Vorhang. Dann waren sie fort, waren hinter dem Fall, im ruhigen Wasser.

»Verdammt, was bist du für ein Wesen«, hörten sie die Baumfrau knurren. »Aber warte, so entkommst du mir nicht.«

Dann lief sie über die Uferfelsen, leichtfüßig, in Richtung Wasserfall.

»Jetzt«, sagte Davi, und Pablo und er kletterten über den Felsen, der sie verborgen hatte, und liefen ihr nach. Es war vermutlich nicht sinnvoll, aber sie mussten es tun, sie spürten es beide.

Sie mussten Ximena irgendwie helfen, die Baumfrau durfte sie nicht erreichen …

Doch Ximena wartete nicht auf die Baumfrau.

Sie kletterte die Felswand hoch und Pablo und Davi blieben stehen, verblüfft.

Der Felsen neben dem Wasserfall war bedeckt von dichten Kletterpflanzen, die sich in seine Ritzen krallten, und an diesen Pflanzen kletterte Ximena in die Höhe. Die Trance hatte sie also wirklich verlassen, sie wusste, was sie tat, und sie war schnell wie ein Affe.

Die Baumfrau legte einen weiteren Pfeil an ihren Bogen.

Wenn sie Ximena jetzt in der Felswand betäuben würde, dachte Pablo, würde sie herunterfallen wie eine reife Frucht.

Ximena kletterte weiter, die Baumfrau folgte ihr, zielend, mit dem Pfeil.

Dann schüttelte sie ganz plötzlich den Kopf, ließ den Pfeil sinken.

»Verdammt, das nützt nichts!«, rief sie ärgerlich ins Rauschen des Wasserfalls. »Ich muss mit ihr reden! Ich muss sie fragen, was sie mit den Botos …« Sie steckte den Pfeil zurück in den Köcher an ihrem Gürtel und hängte sich den

Bogen um. »Denk nicht, du wärst schnell genug!«, rief sie. »Es gibt schnellere Wege nach da oben!«

Sie drehte sich um und Pablo und Davi ließen sich flach auf den Boden fallen. Natürlich, dachte Pablo, würde sie die trotzdem sehen … Aber sie sah die nicht. Sie hatte keine Zeit, jemanden zu sehen. Sie war mit zwei Sätzen beim Stamm des Baumes, der am nächsten an der Felswand mit dem Wasserfall wuchs. Als Pablo zu seiner dichten Krone aufblickte, begriff er: Das war er, ihr Haus-Baum, er schmiegte sich beinahe direkt an die Felswand. Es war ein wagemutiger Baum, dessen Blätter von der Gischt des Wasserfalles benetzt wurden.

Die Baumfrau huschte ihn hinauf wie eine Katze, wie der Schatten auf dem Video des Fotografen. Der Fotograf, dachte Pablo. Er saß da oben irgendwo mit seinem kaputten Bein. Konnte er nichts tun? Ihnen nicht helfen? Konnte er die Baumfrau aufhalten, wenn sie an ihm vorbeikam? Er – oder der Hund? Oder gehorchten alle Tiere diesem seltsamen, schönen, Furcht einflößenden Waldwesen?

Ximena war schon weit oben an der Felswand.

Die Baumfrau würde sie oben am Felsen abfangen, es gab einen Weg von den Ästen ihres Baumes dorthin, so viel war klar.

Pablo und Davi sahen sich an, sagten nichts, wussten beide, was sie tun mussten:

Sekunden später kletterten sie Ximena hinterher.

Es war, dachte Pablo, wie zu Hause. Wie am kaputten Turm der maroden Villa. Da kletterte er auch über die Ranken einer Pflanze hinauf und hinunter.

Würde er die Villa je wiedersehen? Im Moment schienen die Chancen schlecht zu stehen.

Einmal sah er sich um. Im See schwamm der Schatten des Manatis besorgte Kreise. Es konnte ihnen diesmal nicht helfen, auch ein Manati kann keinen zehn Meter hohen Wasserfall hochschwimmen. Das war sehr, sehr schade.

Jetzt kletterte Ximena oben über die Kante, sie sahen sie nicht mehr, konzentrierten sich darauf, ebenfalls zu klettern. »Wir … wir sollten nicht … runterfallen«, keuchte Pablo. »Es ist … verteufelt tief … Was ist … wenn sie uns sieht und auf uns schießt?«

»Tut sie nicht. Sie sieht … im Moment nur Ximena«, keuchte Davi erschöpft. »Wir klettern ganz rauf und … und schleichen uns dann an und … nutzen ihre Überraschung.«

Sie waren fast oben. Hier hatte die Kletterpflanze weiße Blüten, solche wie im Haar der Baumfrau. Sie dufteten nicht, Urwaldblüten duften nie, aber sie waren wunderschön, und es war unwirklich, durch ein Meer aus Blüten zu klettern. »Und was … hast du vor?«, flüsterte Pablo.

»Ich weiß nicht. Sie runterschubsen?«, flüsterte Davi. »Wir haben keine Waffe. Aber wir haben die Tiefe.«

Sie hatten die obere Kante des Felsens beinahe, beinahe erreicht: die Kante, über die neben ihnen rauschend und regenbogenspuckend der Fluss stürzte. Ein Mensch, der hier abstürzte, dachte Pablo, würde nicht überleben. Konnte er das tun? Selbst wenn es ihnen gelang, über die Kante zu klettern und sich der Baumfrau zu nähern, die mit Ximena beschäftigt war … konnte er einen anderen Menschen in die Tiefe stoßen? Selbst um jemanden zu retten? Ihm wurde ganz schlecht bei diesem Gedanken.

Er hatte ihn bisher nie denken müssen.

Die Detektive konnten jetzt über die Kante sehen.

Und Davi hatte unrecht gehabt. Sie konnten nicht ganz hochklettern und sich an irgendwen anschleichen. Da war kein Platz. Ximena stand direkt vor ihnen. Und drei Meter weit entfernt, zu ihrer Rechten, stand die Baumfrau.

Die Äste ihres Haus-Baumes reichten bis hier hoch und weiter, es war ein wahrer Urwaldriese. Vielleicht einer der letzten, dachte Pablo. Sie musste durch die Luft hier herüber auf den Felsen gesprungen sein.

»Du«, sagte sie und ging einen Schritt auf Ximena zu. Sie kniff die Augen zusammen, musterte Ximena. »Was hast du mit den Botos angestellt? Du … hast sie verhext.«

»Nein«, antwortete Ximena, ihre Stimme hell und klar über dem Rauschen des Wassers. »Eine Menge Leute sagen, die Botos würden mich verhexen. Aber das stimmt auch nicht. Wir sind nur Freunde. Sie … haben eine Erinnerung für mich gehütet.«

Pablo sah sie lächeln, und wie sie so dastand, mit ihrem nassen Haar, in dem nassen Hemd von Miguel, sah auch sie aus wie ein Bild.

»Ich habe sie jetzt gefunden«, sagte sie. »Die Erinnerung. Sie war nur in Stücken da, aber eben … habe ich den Rest gefunden. Sie hätten nicht auf die Botos schießen dürfen. Warum haben Sie das getan?«

Die Baumfrau stieß etwas aus, eine Mischung aus einem Fauchen und einem rauen, kehligen Lachen. »Ich habe nicht auf die Botos geschossen, das würde ich niemals tun. Ich bin die Beschützerin der Botos. Der Bäume. Aller Tiere hier«, sagte sie. »Ich habe auf dich geschossen.«

»Auf mich?«

»Natürlich«, bestätigte die Baumfrau und trat noch einen Schritt auf Ximena zu.

Keine von beiden hatte Pablo und Davi bemerkt, die zwischen den überschäumenden weißen Blüten der Kletterpflanze in der Wand hingen wie zwei Geckos.

»Du bist ein Eindringling hier«, meinte die Baumfrau. »Genau wie die beiden Jungs. Um die habe ich mich schon gekümmert. Bleibst nur noch du.« Sie streckte einen Arm aus. Ximena trat einen Schritt rückwärts, auf den Abgrund zu. Ihr Fuß stand jetzt direkt vor Pablo.

Noch ein Schritt – und sie würde fallen.

Die Tiefe, dachte Pablo, ist nicht unsere Waffe. Sie ist die Waffe der Baumfrau. Sie braucht keinen Pfeil mehr. Sie wird Ximena einfach über die Kante stoßen.

»Den Fotografen haben Sie auch gefangen«, sagte Ximena. »Das war nicht besonders nett von Ihnen.«

»Niemand hat ihn gebeten, dieses Tal mit seiner Anwesenheit zu beehren.«

»Behalten Sie ihn?«, fragte Ximena.

»Ich kann ihn nicht wieder gehen lassen. Sonst erzählt er da draußen zu viel.«

»Was denn? Dass Sie kein Monster sind, wie die Leute im Dorf sagen?« Ximena legte den Kopf schief. »Sind Sie ein Monster? Werden Sie mich umbringen?« Sie klang völlig angstfrei, nur interessiert, aber Pablo sah, dass ihre Hände zitterten. Sie tat nur so, als hätte sie keine Angst. Wie tapfer sie war!

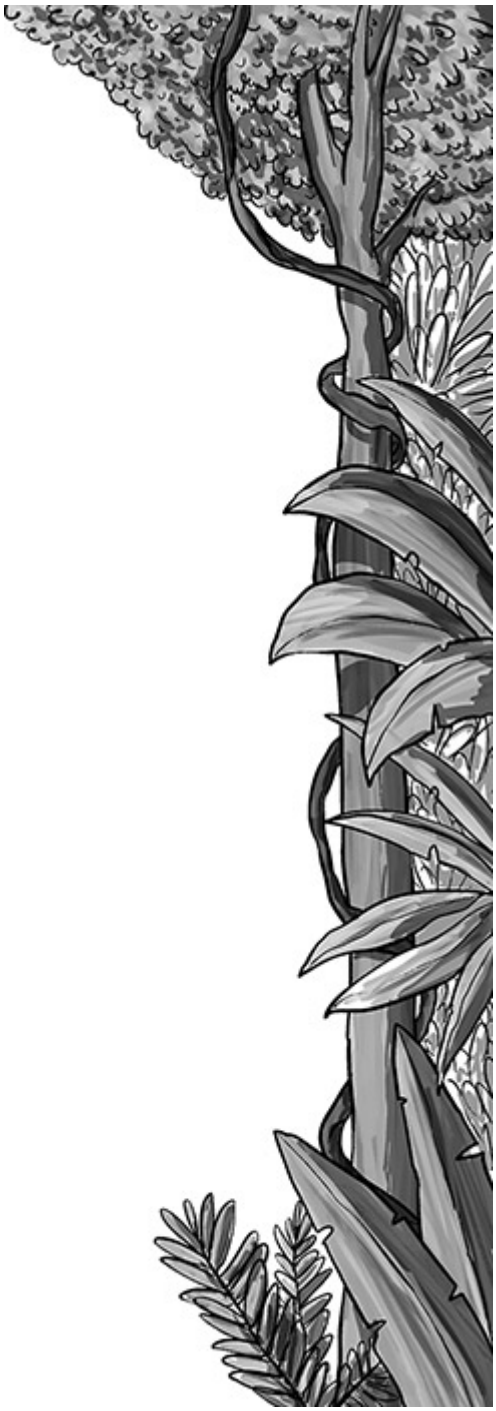
»Werden Sie den Fotografen doch noch töten?«, fragte sie. »Aber warum haben Sie es dann noch nicht getan?«

»Du redest zu viel, Kind«, murmelte die Baumfrau. »Ich will nur wissen, wie du mit den Botos kommunizierst. Erklär es mir.«

Kommunizierst?! Das, dachte Pablo, war ein erstaunlich kompliziertes Wort für eine Wilde in einem Baum. Überhaupt sprach sie eigentlich, wenn sie nicht fauchte oder knurrte, verblüffend gewählt.

»Ich kenne sie seit Langem«, sagte Ximena. »Sie haben mich gerettet, als ich ein Kleinkind war. Nicht irgendwelche Botos. Sondern diese. Sie werden fast so alt wie Menschen, ich habe das in der Bibliothek meines Großvaters nachgelesen. Vorhin kamen die Bilder endlich alle zurück.« Sie lächelte wieder, obwohl ihre Hände noch immer zitterten. »Sie haben mich in ein Versteck gebracht. Das haben sie bei unserem ersten Detektivfall im Dschungel auch getan, aber jetzt weiß ich, dass sie es schon einmal getan haben. Und dass ich sonst nicht hier stehen würde.«

»Interessiert mich nicht. Komm zum Punkt. Wie? Redest du? Mit? Ihnen?« Jetzt fauchte die Baumfrau wieder, ungeduldig.



»Damals waren böse Menschen im Wald«, fuhr Ximena unbeirrt fort. »Ich war am Fluss, ich habe mit meinen Eltern dort gespielt. Wir haben Blätter schwimmen lassen, es war wunderschön. Und die Botos waren da und haben mitgespielt,

sie haben die Blätter mit ihren Nasen angeschubst. Meine Mutter ist mit ihnen geschwommen. Und am Ufer saß mein Vater zusammen mit ein paar Freunden und ich saß neben ihm. Und dann waren da plötzlich andere Leute. Männer. Sie sind aus dem Urwald gekommen und hatten Kleider an, und das war falsch, ich habe es gespürt, denn niemand von uns trug Kleider. Und sie hatten Waffen und es war sehr laut und sie haben meinen Vater gepackt und die anderen. Da waren drei andere und sie haben herumgebrüllt und sie mit sich gezerrt und da war Blut. Rotes Blut. Ich habe es damals nicht verstanden, aber sie müssen meinen Vater getroffen haben mit der Waffe. Sie haben ihn mitgenommen. Zwei andere haben meine Mutter aus dem Wasser geholt und sie auch mitgenommen. Sie sind tot. Meine Eltern sind tot. Diese Männer müssen sie umgebracht haben. Ich weiß nicht, warum. Aber ich bin in dem ganzen Durcheinander ins Wasser getaucht, und die Botos haben mich zwischen sich genommen wie vorhin den Verletzten, sie tun das, und sie haben mich weggebracht unter überhängende Äste, an ein Stück Ufer, wo niemand mich sah. Danach weiß ich nichts mehr, ich muss später dort rausgekrabbelt sein und irgendwer hat mich gefunden. Aber es waren die Botos, die mich gerettet haben.«

Ximena nickte.

Die Baumfrau schüttelte den Kopf, unwillig, als hätte sie diese Geschichte nicht hören wollen. Pablo sah, wie sie ihre Hände zu Fäusten schloss und wieder öffnete, mehrmals. Dann ging sie einen weiteren Schritt auf Ximena zu. Sie stand jetzt direkt vor ihr.

»Das ist doch alles erfunden«, zischte sie. »Und nicht mal von dir selbst. Jemand hat dir gesagt, dass du mir diese rührselige Geschichte erzählen sollst, richtig? Du bist für irgendwelche Leute da draußen hier. Ihr Kinder seid

gekommen, um mich für die Fremden da draußen auszuspionieren. Ich weiß genau, was sie wollen. Aber sie kriegen es nicht. Dieses Tal gehört ihnen nicht und wird ihnen niemals gehören. Ich tue das nicht gern, aber du lässt mir keine Wahl.«

Die Baumfrau streckte die Hand aus.

Sie würde Ximena in die Tiefe stoßen, Pablo sah es und er konnte nichts tun. Er hing zwischen dummen weißen Blüten herum und konnte nichts tun.

Außer schreien vielleicht. *Halt!* Oder irgendetwas. Nicht dass es nützen würde. Er holte tief Luft – und da begann Ximena zu singen. Sie sang in einer Sprache, die Pablo nicht verstand, mit ihrer hellen, klaren Stimme, sie sang etwas wie ein Schlaflied für Kinder oder den Beginn davon.

Die Baumfrau hielt inne, verharrte, einen Arm ausgestreckt.

»Daran habe ich mich auch erinnert«, sagte Ximena. »Es war das Schlaflied, das meine Mutter früher immer für mich gesungen hat, wenn sie die Hängematte geschaukelt hat, in der ich lag. Ich verstehe die Worte nicht, aber es war schön.«

Und sie sang einfach weiter. Sang im Rauschen des Wasserfalls, sang über dem Grün des weiten Tals, in dem so viel Leben war, sang mit geschlossenen Augen. Es war ein schönes Lied, ganz einfach und sanft.

Und die Baumfrau ließ die Hand sinken. Dann stieß sie einen merkwürdigen, erstickten, wenig menschlichen Laut aus und ging noch einen Schritt auf Ximena zu.

Und dann packte sie die – und zog sie von der Felskante weg. In Sicherheit. In ihre Arme. Und hielt sie ganz fest.

»Wie heißt du?«, fragte sie leise, kaum hörbar im Wasserrauschen.

»Ximena«, sagte Ximena, löste sich ein wenig aus der Umarmung und sah zu ihr auf. »Es stand auf dem Silberkettchen, das mir mein Großvater wohl mal geschenkt hat, der Silberbaron.«

Sie griff nach dem kleinen Holzdelfin an ihrem Hals. »Aber das hier mag ich lieber als Schmuckstück«, murmelte sie.

Die Baumfrau nickte langsam. »Das hast du immer sehr gemocht«, flüsterte sie. Und eine einzelne Träne rann langsam ihre Wange hinunter. »Ximena«, wiederholte sie. »Sie haben mir gesagt, du würdest nicht mehr leben. Ich wusste, dass dein Vater tot war. Aber sie haben mich in dem Glauben gelassen, du wärst auch tot.«

»Äh, nein, ich glaube, ich lebe noch«, sagte Ximena.

ZWÖLFTES KAPITEL,

in welchem ein vergifteter Pfeil fliegt, jemand beinahe ertrinkt und alle am Ende in einem Baum sitzen, ehe etwas sehr Verwunderliches geschieht

»*Ich* verstehe die Worte«, sagte Davi. »Es ist unsere Sprache. Die der Yanomami. Da habt ihr gelebt, Ximena! Bei den Yanomami! Da wo jetzt Terra de Esperança ist. Bei meinem Stamm.«

Dann kletterte er ganz hinauf, endlich, und Pablo kletterte ihm nach.

Und niemand schubste sie wieder hinunter. Die Baumfrau stand einfach da und starrte sie an. Ximena starrte auch.

»Ihr habt … weiße Blütenblätter im Haar«, sagte sie. »Davi, was bedeuten die Worte? Wovon habe ich gesungen?«

»Von fliegenden Delfinen und Sternen und … kotzenden Keksen«, erklärte Davi.

»*Was?*«

Und da lachte die Baumfrau. Sie warf den Kopf mit dem wilden Haar zurück und lachte und lachte. Pablo fragte sich, ob sie jetzt wohl vollkommen übergeschnappt war, noch übergeschnappter als sie sowieso schon immer war.

»Du hast … nicht alles richtig ausgesprochen«, keuchte sie und wischte sich die Lachtränen weg. »Kotzende Kekse … so

was … Na, wahrscheinlich habe ich auch nie alles richtig ausgesprochen … wenn ich gesungen habe.«

»Du bist meine Mutter«, flüsterte Ximena, und man hörte die Worte kaum im Wasserfallrauschen. »Ich dachte, du bist tot, aber du warst die ganze Zeit über hier.«

Die Baumfrau nickte.

Pablo sah von ihr zu Ximena und zurück und versuchte, all dies zu begreifen, aber es war nicht so leicht. Tatsächlich gab es eine gewisse Ähnlichkeit. Das wilde Haar. Die Nasen. Die leuchtenden Augen. »Ich war die ganze Zeit über hier«, sagte die Baumfrau leise, »und habe das Tal vor der Welt da draußen beschützt. Niemand darf herkommen. Es darf niemals so werden wie damals, als sie Terra de Esperança gebaut und alles zerstört haben.«

Sie trat einen Schritt auf den Rand zu, an Ximena vorbei, und sah nach unten.

»Verdammt, und da ist schon wieder irgendjemand Neues«, flüsterte sie. »Gehören die da unten eigentlich auch zu euch?«

»Nein«, sagte Pablo. »Zu uns gehört niemand. Wir sind allein hergekommen.«

Die Baumfrau knurrte. »Ich wünschte, ich könnte das glauben«, murmelte sie, und jetzt hielt sie ihren Bogen wieder in der Hand und einen Pfeil. Sie spannte die Sehne und der Pfeil flog nach unten, nahm den Weg des Wasserfalls in die Tiefe.

Dort unten kniete jemand am See, direkt neben dem Fall, und trank. Pablo sah einen breiten Rücken in einem zerschlissenen grauen Hemd und einen Strohhut, und er sah, dass da noch jemand war. Jemand stand neben dem Knienden,

ebenfalls mit dem Rücken zu ihnen, eine schmächtige Gestalt in einem schwarzen Anzug, der nicht in den Urwald passte.

Der Pfeil traf den Knienden in den Rücken.

Die Baumfrau legte einen zweiten Pfeil an.

»Nein!«, rief Ximena und packte sie am Arm. »Das darfst du nicht tun! Hör auf, auf Leute zu schießen!«

»Es sind nur Betäubungspfeile«, knurrte die Baumfrau.

Der große Mann mit dem breiten Rücken kippte langsam vornüber in den See. »Aber wie soll er schwimmen, wenn er betäubt ist?«, fragte Davi.

»Er hätte sich nicht in meine Angelegenheiten einmischen müssen«, sagte die Baumfrau. Der zweite Pfeil flog gnadenlos abwärts. Doch der Mann im Anzug sah genau in diesem Moment auf, trat einen Schritt zur Seite. Und entging dem Pfeil.

»Das ist … das ist Senhor Gonzalez!«, rief Ximena. »Der Geiger ohne Anstellung vom Theaterplatz in Manaus. Was tut er hier?«

Da sah Pablo auch, wer der Mann im Wasser war: Er hatte seinen Strohhut verloren, der jetzt neben ihm trieb. Er kannte nur einen, der einen so breiten Rücken hatte. Nur einen, der zwei Meter groß war und einen schmuddeligen Strohhut trug.

»Tom Weißfeder«, wisperte er. »Der blinde Opernsänger. Unser Freund.«

Die Baumfrau ließ den Bogen sinken. »Tom … Weißfeder? Er ist … blind?«

Sie sah beinahe blass aus.

Dann sprang sie mit einem riesigen Satz durch die Luft – sprang hinüber auf ihren Haus-Baum, landete wie ein Affe, huschte wieder wie ein Schatten von Ast zu Ast durch die

dichte Krone abwärts. Die Detektive sahen sie nicht mehr zwischen den Blättern. Aber Sekunden später sprang sie unten aus dem Baum, war mit einem Satz am Ufer des Sees und sprang von einem der Felsen ins Wasser.

Dorthin, wo der Körper trieb.

»Er ertrinkt«, rief Ximena und legte die Hände vor ihr Gesicht. »O nein, er ertrinkt! Es ist unsere Schuld. Er ist uns gefolgt. Warum auch immer.«

»Er ertrinkt *nicht*«, sagte Davi. »Schau hin!«

Die Baumfrau hatte den großen Körper gepackt und zog ihn an Land, sie war stark, aber es war nicht leicht, es war, als rette man einen Baum. Senhor Gonzalez hatte sich hingekniet und streckte die Arme aus, um zu helfen. Doch einen Moment sah es aus, als würden sie es auch zu zweit nicht schaffen, der bewusstlose Tom entglitt ihr immer wieder. Aber dann gelang es ihnen, seinen Oberkörper auf die Felsen des Ufers zu bekommen. Schließlich lag er ganz dort, lag auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen.

»Atmet er?«, fragte Ximena nervös.

In diesem Moment bäumte sich der Körper dort unten auf und spuckte Wasser, ehe er wieder still lag. »Wenn er spuckt, atmet er auch«, sagte Davi. »Er lebt. Kommt ihr?«

Damit begab er sich auf den Weg zurück nach unten, langsam, durch die dichten Kletterpflanzen neben dem Wasserfall.

Als sie eine halbe Ewigkeit später neben der Baumfrau standen, kniete sie bei Tom und fuhr durch sein nasses langes schwarzes Haar. »Es tut mir leid«, wisperte sie wohl schon seit einer Weile immer wieder. »Es tut mir leid. Wie hätte ich wissen sollen, dass du es bist? Wie kommt es, dass ihr alle

plötzlich hier auftaucht? Die ganze Vergangenheit? Alle, von denen ich dachte, sie wären tot?«

Senhor Gonzalez kauerte neben ihr und betrachtete sie nervös.

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie keinen Pfeil auf mich abschießen würden«, sagte er, »um mich hinterher aus dem Wasser zu retten. Ich würde lieber direkt an Land bleiben. Es macht sich besser, auch der Kleider wegen.« Er pustete ein Blatt von seinem dunklen Anzug.

Der Anzug sah aber ohnehin sehr mitgenommen aus.

Er war immer schon fadenscheinig gewesen, jetzt war die Jacke an den Ärmeln ganz durchgewetzt und in der Hose gab es mehrere Risse.

»Was tun Sie hier?«, fragte Pablo. »Warum stehen Sie nicht vor dem Theater und geigen?«

»Weil ich mich von einem störrischen alten Idioten habe überreden lassen, mit in den Urwald zu gehen«, knurrte Senhor Gonzalez und nickte zu Tom hin. »Und im Wald seine Augen zu sein.«

»Seine … Augen?«

»Na, wie hätte denn ein blinder Mann euch so weit folgen sollen? Und in dem Tempo? Wenn ihr auch noch mitten im Dschungel in ein Flugzeug steigt. Glaubt mir, das war sportlich. Wir sind durch diesen verflixten Urwald gehetzt wie Jaguare auf dem Weg zum Klo.«

Pablo lachte. »Warum? Warum wollte Tom uns folgen?«

»Weil er sich Sorgen gemacht hat, deswegen«, sagte Senhor Gonzalez kopfschüttelnd. »Und wenn wir nicht gewesen

wären, wärt ihr in ein Erdölbecken gefallen und in einer unterirdischen Höhle verschollen und wer weiß, was noch alles. Aber jetzt reicht es wirklich. Ich gehe nach Hause. Hier sind zu viele Moskitos und zu viele Bäume und zu viele verrückte Menschen, die ständig versuchen, einen umzubringen.«

Er klang wieder so mäkelig wie immer und das beruhigte Pablo.

»Oh, Senhor Gonzalez, vielen, vielen Dank!«, rief Ximena und fiel ihm um den Hals. Er versuchte verlegen, sie von seinem Hals zu lösen. »Na, na, schon gut.«

»Seit wann ist Tom Weißfeder blind?«, fragte die Baumfrau und sah die Kinder an.

»Sie sagen, er war damals im Wald und hat irgendetwas Seltsames erlebt«, meinte Pablo. »Und seitdem sieht er nichts mehr. Es ist nichts verkehrt mit seinen Augen, aber er sieht trotzdem nichts.«

Die Baumfrau nickte langsam.

»Er war dabei. Damals«, sagte sie. »Sie haben ihn also nicht getötet wie die anderen.«

Sie sah hinauf zu ihrem Haus-Baum. »Es gibt einen besseren Ort, um zu reden«, sagte sie.

Sie schleifte Tom mit Senhor Gonzalez' Hilfe bis direkt unter ihren Haus-Baum, kletterte hinauf und kam mit einem Seil wieder, das sie in raschen, komplizierten Mustern um ihn schlang. Dann zog sie an seinem Ende und offenbar wurde es oben mehrfach umgelenkt, es war ein richtiger Seilzug. Toms bewusstloser Körper schwebte in die Höhe.

»Kommt«, forderte die Baumfrau sie auf.

»Vergiften Sie uns wieder mit Kräutertee?«, fragte Davi unbehaglich.

»Diesmal habe ich keine Kräuter für euch«, entgegnete die Baumfrau. »Nur eine Geschichte.«

Es saß sich eigentlich ganz behaglich oben auf den Brettern, wenn man nicht gerade vergiftet oder in ein Tuch gewickelt wurde.

Pablo hatte seine gewebte Tasche wieder und hielt sie auf dem Schoß, und Davi streichelte den Hund, während die Baumfrau irgendwelche gelben Früchte herauskramte, die sie ihnen anbot wie Kekse. Sie schmeckten süßlich und gar nicht mal so schlecht.

»Und ihr habt mich gesucht?«, fragte der Fotograf. »Ist das wahr?«

Ximena nickte. »Und wir haben Sie gefunden. Ihre Leiche. Aber das waren Sie gar nicht. Was ist mit Ihrem Bein los?«

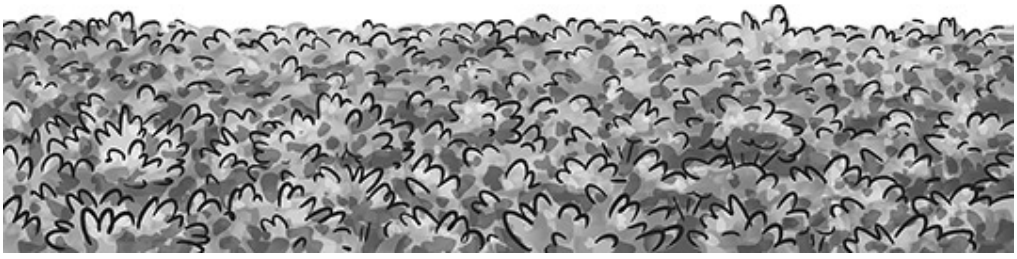
»Ich bin gefallen und habe es mir verstaucht«, sagte der Fotograf. »Sie hat mich gefunden.« Er nickte zu der Baumfrau hin. »Und gepflegt.«

»Nicht erst bewusstlos geschossen?«, fragte Senhor Gonzalez.

Der Fotograf lachte. »Nein. Ich konnte ja nicht weg. Kann ich immer noch nicht. Obwohl es schon etwas besser ist.«

»Damals …«, sagte die Baumfrau, und sie verstummten alle und sahen sie erwartungsvoll an. »Damals haben wir bei den Yanomami gelebt, Carlos und ich. Wir hatten uns in Europa kennengelernt, als er dort auf Reisen war, und ich bin ihm gefolgt. Wir sind zusammen in den Dschungel gegangen, wir hatten Gelder für ein Forschungsprojekt über die Flussdelfine.

Dort wo heute Terra de Esperança ist. Sein Vater in Manaus fand die ganze Idee lächerlich, der alte Sturkopf. Als du geboren warst, Ximena, haben wir ihn einmal besucht, ein einziges Mal. Er hat versucht, uns auszureden, in den Dschungel zurückzukehren. Er wollte, dass du in der Zivilisation aufwächst, anständig. Wir haben ihm gesagt, dass die Zivilisation im Dschungel nur eine andere ist. Du warst glücklich dort und wir auch. Und dann haben sie Erdöl gefunden. Carlos und ich, wir wussten, was geschehen würde. Wir waren die Einzigen, die es wussten. Dass sie alles zerstören würden. Den ganzen Wald. Wir haben versucht, sie aufzuhalten. Wir haben Briefe geschrieben. Wir sind zu Ämtern gegangen. Wollten beweisen, dass das Land nicht dem Staat gehört, sondern dem Stamm, bei dem wir lebten. Es hat nichts genutzt. Dein Vater, Ximena, war nicht nur Biologe, so wie ich. Er war auch ein Künstler. Er hat immer gemalt und seltsame Statuen gebaut. Die Kinder der Yanomami hatten ihren Spaß mit ihm. Damals hat er beschlossen, ein Kunstprojekt zu starten, um die Welt auf den Wald aufmerksam zu machen, auf die Botos, die nur dort in so großer Zahl lebten, auf die Schönheit, die zerstört werden sollte.« Sie seufzte. »Er hat einen Heißluftballon in den Wald geschleppt und begonnen, ihn zu bemalen. Der Ballon hatte die Form eines riesigen Botos. Die Idee war, ihn steigen zu lassen, damit alle Welt es sieht. Und wir wollten über ganz Brasilien fliegen und von oben die Zerstörung dokumentieren, die es überall an anderen Orten gibt. Eine ganze Menge Leute da draußen waren begeistert von der Idee. Wir hatten die Zusage vom MoMA, dem Museum of Modern Art in den USA. Sie wollten uns auf eine Großleinwand an ihre Außenwand beamen, unseren Ballonflug mit dem rosa Riesen-Boto, live gefilmt, zwei Tage lang, sodass alle Besucher den Wald durch unsere Augen hätten sehen können.«



Sie spuckte den Kern einer Frucht in die Tiefe.

»Aber der Ballon ist nie geflogen«, sagte Pablo.

»Nein. Ist er nicht. Die Idee war einfach zu gut. Wir waren eine kleine Gruppe von Freunden: Carlos und ich und einer der Yanomami, dem Carlos seit einer Weile versucht hatte beizubringen, wie man mit dem Internet umgeht und mit der Welt in Kontakt tritt. Und Tom Weißfeder.«

»Tom?«, fragte Davi.

»Ja Tom. Er war auf einer Wanderung bei den Yanomami hängen geblieben, hatte sich verliebt. In eine junge Frau dort. Und er ist geblieben. Es war immer merkwürdig, er, ein Indigener aus dem Norden, hier. Er hat gesagt, es ist faszinierend, sie haben im Norden alles verloren, die meisten von ihnen hängen herum und haben keine Arbeit und trinken. Er war einer der wenigen, der es geschafft hatte, etwas zu werden – er mit seiner wundervollen Opernstimme. Aber hier, sagte er, in Brasilien, haben sich die Indigenen ihre Würde bewahrt. Sie kämpfen für ihren Wald. Auch wenn sie nicht oft erfolgreich sind. Er hat die Opernbühnen der Welt gegen den Wald getauscht und er war glücklich hier. Wie wir.« Sie seufzte.

»Es war am Tag vor dem Ballonflug. Wir haben am Fluss mit dir gespielt, Ximena. Du warst etwas über ein Jahr alt. Die Botos kamen zu uns und es war ein so schöner Tag … Und dann waren auf einmal die Männer da. Der Wald spuckte sie aus wie einen Albtraum. Sie hatten Waffen und sie haben geschossen. Sie haben deinen Vater verwundet, Ximena, da war so viel Blut … Und dann haben sie ihn mitgenommen, ihn und Tom und Toms Freundin und unseren Freund vom Stamm, aber ich bin ihnen entwischt. Ich habe dich auf den Arm genommen und bin gerannt, am Fluss entlang. Einer von ihnen ist mir nachgekommen. Ich habe dich am Fluss abgesetzt, ins Unterholz, und bin allein weitergeflohen, um dich später zu holen … Aber sie haben mich eingeholt und auch mitgenommen.«

»Und dann …?«, flüsterte Ximena und nahm ihre Hand.

»Ich habe mich gewehrt, natürlich. Ich habe mit ihnen gekämpft, ich habe *für dich* gekämpft … Aber es waren zwei, sie waren stärker als ich, und dann weiß ich nichts mehr, ich habe einen Schlag auf den Kopf abbekommen«, sagte die

Baumfrau. »Als ich zu mir kam, war ich allein im Wald, und ich muss lange Zeit bewusstlos gewesen sein. Ich nehme an, sie dachten, ich wäre tot. Nur deshalb haben sie mich nicht mitgenommen. Als ich dich suchte, warst du nicht mehr da. Und der Wald war voller Lärm, die ersten Fahrzeuge waren da, um die Grabungen nach Erdöl zu beginnen. Die Yanomami waren fort, ich fand nur noch einen Nachzügler. Einen alten Kranken, der mir sagte, du wärst tot und alle anderen auch. Ich sollte lieber machen, dass ich mich in Sicherheit bringe. An der Stelle, wo sie deinen Vater und die anderen mitgenommen hatten, war alles voller Blut. Ich war allein.«

»Und dann … dann bist du hierhergekommen?«, flüsterte Ximena. In ihren Augen standen Tränen.

Die Baumfrau nickte. »Ich bin einfach tiefer in den Wald gegangen. Immer tiefer. Und dann habe ich dieses Tal gefunden. Und niemand wird es zerstören.« Sie nickte grimmig.

»Was … haben Sie mit dem alten Mann aus Terra de Esperança gemacht?«, fragte Davi. »Haben Sie ihn in die Höhle gesperrt, wie uns?«

Die Baumfrau nickte. »Ja verdammt, und dann hat er mir leidgetan und ich habe ihn wieder rausgeholt und ihm gesagt, er soll gehen. Er war krank, schon als er herkam. Hat gesagt, er weiß, dass er bald stirbt und dass er vor seinem Tod wissen wollte, was es mit der Baumfrau auf sich hat. Er hat mich lang angesehen. Er fand, ich sei schön.« Sie lachte und schüttelte den Kopf. »*Ich!*«

»Er hatte recht«, sagte der Fotograf leise. »Ich weiß, ich darf keine Bilder machen, aber ich bedaure es jeden Tag.«

Pablo sah seinen Blick zur Baumfrau. Ein irgendwie verklärter Blick.

Dieser verflixte Idiot, dachte er, hatte sich verliebt. Er verdrehte die Augen und stieß Davi an und Davi verdrehte die Augen ebenfalls.

»Aber wer«, fragte Ximena, »hat damals den Silberbaron angerufen? Jemand hat ihn geholt, damit er mich mitnimmt. Wenn doch alle dachten, ich wäre tot …?«

»Nicht alle«, sagte jemand, und sie fuhren herum. Tom Weißfeder setzte sich langsam auf. Die Wirkung des Pfeilgifts in seinem riesigen Körper ließ nach. Er hatte also schon eine Weile zugehört. »Ich bin den Männern entkommen«, murmelte er leise. »Und ich habe dich gefunden. Der Stamm war dabei, seine Sachen zu packen und wegzuziehen. Sie hatten Angst, dass die Erdöl-Leute ihnen etwas antun, wenn sie dich für immer bei sich aufnehmen. Also habe ich den Silberbaron ausfindig gemacht. Es war nicht ganz einfach. Ich habe mich durchgeschlagen, zurück nach Manaus, und es war seltsam … Als ich vor seiner Tür stand und ihm sagte, wo er dich findet, war alles verschwommen. Und am nächsten Tag war die Welt verschwunden. Ich konnte nicht mehr sehen. Als hätten meine Augen beschlossen, dass es genug war.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich … kann das alles gar nicht richtig glauben«, murmelte Ximena. »Es ist alles so traurig. Und dann wieder nicht, weil wir ja alle noch leben.«

Pablo legte einen Arm um sie, und Davi legte auch einen Arm um sie, was zu einem ziemlichen Knoten führte.

»Aber die anderen damals«, flüsterte Ximena. »Die sind tatsächlich … nicht mehr … ich meine, sie sind … tot? Da war Toms Freundin und …«

»… und Carlos«, sagte die Baumfrau, doch ihre Stimme klang nicht grimmig, wie Pablo erwartet hatte, sondern sanft. »Ich glaube, ich habe mich damit abgefunden, dass er nicht mehr lebt. Er wollte den Wald schützen. Das Leben. Das hier …«, sie machte eine Geste, die das ganze Tal einschloss, »hätte ihm gefallen. Manchmal denke ich, er ist hier und er ist glücklich darüber, wie alles ist. Und er wäre auf jeden Fall glücklich, dass wir uns wiedergefunden haben.«

»Haben wir das?« Ximena sah sie an. »Ich meine, es ist so viel Zeit vergangen. Ich hatte nie eine Mutter.«

»Ja, es ist komisch«, sagte die Baumfrau. »Wir müssten uns kennenlernen. Aber warum seid ihr zu dritt? Ich weiß nicht mal eure Namen.«

Sie musterte Pablo und Davi forschend und Pablo sah lieber weg. Man sah genau, dass sie Eindringlinge immer noch nicht mochte, die Dinge änderten sich nicht von der einen Sekunde auf die andere.

»Ich bin Pablo«, sagte er. »Wir sind zusammen hier, weil … mein Freund Miguel, der Student, weil er Urwald-Reisen organisiert, um Geld zu verdienen, aber dann ist sein erster Kunde verschwunden. Das war er.« Er nickte zu dem Fotografen hinüber. »Und das ist ja keine so gute Werbung für ein Reisebüro.«

»Urwald-Reisen?« Die Baumfrau fauchte wieder. »Wundervoll. Dann richte deinem Freund aus, dass er das schön bleiben lassen soll. Beim nächsten Mal gibt es eine echte Leiche da oben auf den Felsen. Was muss man noch tun, um solche wie deinen Freund einzuschüchtern? Was? Hier setzt kein Tourist mehr seinen Fuß hin. Sie kommen und machen alles kaputt.«

»Miguel ist kein Kaputtmacher«, sagte Pablo leise. »Er ist ein Beschützer. Er hat mal gegen einen Staudamm demonstriert und hat sich dafür einsperren lassen. Mit seiner Freundin Gita und einer ganzen Menge anderer Studenten.«

Die Baumfrau knurrte nur. »Hat sich einsperren lassen, soso. Die jungen Leute sollten ihre Finger von diesen Dingen lassen. Man kann sowieso nichts machen. Die Mächtigen sind immer die, die am Ende gewinnen. Diejenigen, die Staudämme und Ölbohrtürme bauen. Sie haben das Geld, sie haben die Waffen. Wir haben versucht, etwas zu tun, damals. Mit der Welt zu reden. Mit unserem Ballon. Aber es geht nicht. Alles, was man tun kann, ist, sich zurückzuziehen.«

»Nein!«, rief Davi und sprang auf. »Das stimmt überhaupt nicht! Wir haben Miguel und die anderen befreit. Damals. Und den Staudamm verhindert. Und neulich haben wir einen Nationalpark gerettet, in dem sie alles plattmachen und Soja anbauen wollten.«

»Ihr?«, fragte der Fotograf mit einem Lächeln. »Ihr seid *Kinder*.«

»Eben«, sagte Davi. »Kinder können Dinge ändern!«

Pablo und Ximena nickten.

Davi sah die Baumfrau an. »Und ich glaube, Sie kennen meinen Vater.« Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht. »Vielleicht sogar mich, als Baby. Gab es damals ein Baby, das Davi hieß, nach dem großen Mann Davi Kopenawa benannt?«

»Ich … erinnere mich nicht genau«, murmelte die Baumfrau.

»Mein Vater ist verschwunden, als ich ein Baby war«, erklärte Davi. »Er muss einer von denen gewesen sein, die verschleppt wurden. Und jemand hat ihm eine Menge Dinge über das Internet erklärt. Es gab diesen Laptop, den *ich* jetzt benutze …«

»Das ist acht Jahre her«, sagte die Baumfrau und lachte auf einmal. »Wenn dieser Laptop noch funktioniert, wäre das ein Wunder.«

»Wunder gibt es«, meinte Davi ernst. »Guckt euch um. Dieses ganze Tal, der Wasserfall und die roten Papageien, die da oben auf dem Ast sitzen.« Einer der Papageien flog zu ihnen herunter, setzte sich auf Tom Weißfeders Knie und begann, sich zu putzen, ein bisschen eitel. »Das sind doch alles Wunder, oder nicht?«, sagte Davi. »Wenn es Wunder gibt … dann sind sie vielleicht noch irgendwo da draußen: mein Vater und Toms Freundin und Carlos.«

Die Baumfrau legte einen Arm um Davis Schultern.

»Die Wunder um uns herum«, flüsterte sie, »reichen aus, meinst du nicht?«

»Die Wunder um uns herum«, wiederholte Tom und strich dem Papagei übers Gefieder. »Ja. Diese verflixten Papageien. Sie sind schön.«

DREIZEHNTES KAPITEL,

in welchem jemand nicht der ist, für den er bisher gehalten wurde, etwas unsagbar Wertvolles entdeckt und ein Detektivteam an einen Baum gefesselt wird

Sie starrten alle Tom an.

Er hatte die Augen weit geöffnet und blickte nicht ins Leere wie sonst.

Er sah tatsächlich den Vogel auf seinem Knie an. Und der Vogel sah ihn an. Dann legte dieser den Kopf schief und sagte etwas wie »Krääääääk?«.

Tom lächelte, es war ein riesengroßes Lächeln, das sich über sein ganzes Gesicht ausbreitete.

»Ich sehe dich«, flüsterte er. »Ja. Ich sehe dich.«

»Käkerää ääk ääk«, sagte der Papagei, flatterte auf die Schulter der Baumfrau und begann, an ihrem Ohrläppchen zu knabbern.

»Tom!«, sagte Ximena. »Ist das wahr? Du kannst sehen?«

»Ja«, bekräftigte Tom und er sah Ximena an, dann Pablo und dann Davi.

»Genauso«, sagte er mit einem Seufzen, »habe ich sie mir vorgestellt, die Furchtlosen Drei. Vielleicht etwas weniger dreckig.«

»Na, ein Glück«, meinte Senhor Gonzalez. »Dann kannst du auf dem Rückweg durch den Wald allein gehen und ich muss dich nicht führen und habe meine Ruhe.« Er klang mäkelig wie stets, aber in seinem einen Auge stand eine kleine Träne der Rührung. »Es wird Zeit, dass wir zurückkommen. Meine Geige wartet. Und all die Musik, die nicht gespielt worden ist, auf dem Theaterplatz. All die Arien, die nicht gesungen worden sind für die Touristen.«

»Ach, ich weiß nicht, ob ich zurückgehe und Arien für Touristen singe«, meinte Tom Weißfeder. Er sah immer noch die Welt an, staunend, nahm ein Blatt zwischen seine Finger und betrachtete es wie ein Kunstwerk.

Und das war es, dachte Pablo. Davi hatte recht, die Welt war voller Wunder.

»Hättest du mich erkannt?«, fragte die Baumfrau leise.

Tom nickte. »Immer und überall. Aber ich habe dich auch so erkannt, auch als ich nicht sehen konnte. Deine Stimme. Das Rascheln, wenn du dich bewegst. Ich wusste, dass du es bist, lange bevor die Kinder es wussten.«

»Ich, äh, ich glaube, ich gehe ein bisschen mein Bein bewegen«, sagte der Fotograf. »Redet ihr nur weiter über die Vergangenheit. Alle hier sind irgendwie verwandt oder befreundet und waren zwischenzeitlich tot oder auch nicht, das wird mir alles zu emotional.«

Er stand auf, ein wenig wackelig mit seinem kaputten Bein, und sein Lächeln war schmerzlich. »Ich komme später wieder.«

Die Baumfrau stand ebenfalls auf. »Bleib!«, bat sie.

Doch er schüttelte den Kopf. »Ich werde ohnehin gehen, meinst du nicht? Wenn diese kleine Reisegruppe den Wald wieder verlässt, werde ich mitgehen. Hier ist kein Platz für mich.«

Die Baumfrau lächelte. »Ich habe mich fast an dich gewöhnt.«

»Ich bringe ja erst mal nur das Bein in Schwung«, sagte der Fotograf.

Sie sahen zu, wie er an einer Art Strickleiter nach unten kletterte, vielleicht hatte die Baumfrau diese Leiter für ihn geknüpft. Der Hund bellte unruhig. »Der braucht auch einen Spaziergang«, meinte Pablo. »Und wisst ihr, was? Ich auch. Ich gehe mit dem Hund eine Runde schwimmen in diesem wahnsinnig glitzernden See.«

»Du schwimmst nie freiwillig«, sagte Davi.

»Ich komme mit«, bot Ximena rasch an. »Dann können Tom und meine …«, sie zögerte, »… meine Mutter über früher reden und Erwachsenensachen besprechen. Ist das okay?«

»Natürlich ist das okay«, sagte die Baumfrau und lachte leise. »Du hast mich die letzten neun Jahre deines Lebens nicht gefragt, was du tun sollst, also musst du jetzt nicht damit anfangen. Wisst ihr, was? Wir haben alle Hunger. Ich werde ein Feuer und etwas zu essen machen, den guten alten Bananenbrei.«

»O ja!«, rief Davi. »Wie zu Hause!«

»Und wenn ihr schwimmen wart und Tom und ich geredet haben, essen wir. Heute Nacht wird es etwas voll werden in diesem Baum, aber vor morgen geht keiner irgendwohin.«

Pablo beobachtete ihr Gesicht, während sie sprach. Sie wirkte angespannt. Was hatte sie in Wirklichkeit vor? Sie war Ximenas Mutter, aber war sie deshalb weniger verrückt?

All das, was damals geschehen war, hatte ihr definitiv einen Knacks verpasst, der nicht so leicht zu heilen war.Würde sie all diese Leute wieder aus ihrem Wundertal fortgehen lassen?

Auf die Gefahr hin, dass sie draußen etwas erzählten? Würde morgen früh eine »Reisegruppe« die Berge verlassen – oder würde man von keinem von ihnen je wieder hören in der Welt da draußen, weil sie still und leise verschwanden? In einer Grotte, am Grunde eines Sees, als Leichen auf einem Felsen?

»Kommt«, sagte Ximena und kletterte voraus, nach unten. »Schwimmen.«

Das Manati wartete. Davi gab ihm ein paar Früchte von der Baumfrau, und es kam hoch und fraß sie, wobei man wieder nur seine Nase sah. Dann sprangen die Detektive zu dritt in den See und zum ersten Mal war Pablo froh über Wasser. Es war wirklich heiß in diesem Wald und am Ufer war es so flach, dass er stehen konnte und nicht einmal schwimmen musste. Der feine Sand fühlte sich gut an unter seinen Zehen. Davi drehte mit dem Manati Runden unter Wasser, der Hund paddelte ebenfalls herum und Ximena stand neben Pablo und strahlte einfach.

Vielleicht, dachte Pablo, machte er sich ja zu viele Sorgen.

Aber er hatte das Gefühl, dass es noch nicht vorbei war. Dass noch irgendetwas passieren würde.

Hinter ihnen klapperte etwas und sie sahen sich um: Da stand ein Boto im Wasser, hoch aufgerichtet, und schnatterte. Ximena streckte die Hand aus und streichelte ihn. Dann sah sie Pablo an. »Er fragt, ob jetzt alles klar ist.«

Sie sah kein bisschen aus, als wäre sie in irgendeiner Art von Trance. »Du kannst ihn auch streicheln«, sagte sie. »Er mag das.«

Pablo streckte vorsichtig die Hand aus. Der Boto fühlte sich glatt und nass an und ein bisschen wie altes Leder. Er tauchte weg, kam mit einem anderen zurück und schwamm um sie

herum, spielerisch. »Komisch, wie jetzt alles ist«, wisperte Ximena.

»Du … du bleibst normal«, stellte Pablo verwundert fest. »Die Botos sind da, aber du redest mit mir.«

»Klar«, sagte Ximena.

Pablo grub mit den Zehen im Sand. »Es ist irre, wie es da unten glitzert. Der ganze See hier unter dem Wasserfall. Da sind einzelne Punkte, die glitzern. Was ist das bloß?«

Er tauchte, was er sonst auch nie freiwillig tat, und Ximena tauchte mit ihm.

Als sie wieder hochkamen, hatten sie beide eine Handvoll Sand mitgebracht. In Pablos Hand lag zwischen dem Sand einer der Glitzerpunkte. Ein Stein. Ein kantiger, kleiner, weiß glitzernder Stein.

»Pablo!«, flüsterte Ximena. »Das ist … kein normaler Stein! Und hier ist noch einer.« Sie hielt einen kleineren Stein hoch, der ebenfalls kantig und weiß war.

»Das sind …«

»… Diamanten«, wisperte Pablo. Er sah sich um. »Der ganze Grund des Sees ist voll von ihnen!«

»Ich habe mal was darüber gelesen«, flüsterte Ximena. »Sie sammeln sich manchmal in den Auffangbecken von Wasserfällen, weil sie oben vom Fluss aus dem Boden gespült werden. Aber ich dachte nicht, dass es stimmt.«

»Oh meu deus!« Pablo pfiff durch die Zähne. »Das ist … Wahnsinn. Wenn wir so viele sammeln, wie in meine Tasche passen, sind wir reich. Stell dir vor, was wir alles kaufen könnten! So viel Essen! Und ich will ein Pferd. Ein Pferd und Stiefel mit Silbersporen.«

»Fang mit einem T-Shirt ohne Löcher an«, sagte Ximena. »Du könntest Schuhe haben. Und einen Kerzenständer. Dann müsstest du die Kerzen nicht immer auf der Bibel festkleben.«

»Und wir könnten Miguels Reisebüro ausbauen«, meinte Pablo. »Sodass mehr Leute zu ihm kämen, sie könnten Reisen woandershin planen, nicht hierher, natürlich, und wir würden Gita ein wunderschönes Kleid kaufen … na ja, oder vielleicht mag sie keine wunderschönen Kleider, vielleicht lieber eine Hose mit vielen Taschen für Reisen und …«

Beim Namen *Gita* war der Hund zu ihnen geschwommen, und jetzt sah er sie erwartungsvoll an, aber sie konnten keine Gita aus dem Ärmel zaubern.

»Gita«, murmelte Ximena. »Ich habe gar nicht mehr an sie gedacht. Meinst du, es geht ihr wieder besser?«

»Ich hoffe«, sagte Pablo. »Es wird wirklich Zeit, dass wir zurückgehen.«

»Wir könnten meiner Mutter auch irgendwas kaufen«, überlegte Ximena. »Wenn wir wieder in Manaus sind.«

»Kommt sie nicht mit?«

»Raus aus dem Wald?« Ximena schüttelte langsam den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Und du bleibst nicht hier?«

»Ich weiß nicht, ich muss über alles nachdenken«, sagte Ximena. »Es ist schwierig, weißt du. Stell dir vor, *du* hättest auf einmal eine Mutter, die du gar nicht kennst. Lass uns Davi Bescheid geben und ein paar Diamanten sammeln, zur Ablenkung von den anderen Problemen.«

Sie grinste.

Aber in diesem Moment tauchte Davi neben ihnen aus dem Wasser auf und in seinen Augen stand Besorgnis.

»Schau dir das an!«, sagte Pablo und hielt ihm den Stein hin. »Wir sind reich.«

»Hm«, machte Davi nur.

»Ja okay, Reichtum macht nicht glücklich, reiche Leute machen den Wald kaputt, man kann auch von Bananenbrei leben«, sagte Pablo. »Ich weiß, dass du das sagst, aber …«

»Das wollte ich gar nicht sagen.« Davi schüttelte den Kopf. »Ich wollte sagen: Irgendetwas stimmt hier nicht. Kommt mal mit.«

Er zeigte dorthin, wo der Fluss aus dem Wasserbecken weiterfloss. »Ein bisschen in diese Richtung ist ein Boot gelandet. Ein Faltboot. So ein Ding, das man zusammenklappen und einen Wasserfall hochtragen kann. Es ist also wahrscheinlich den ganzen Weg vom Rio Negro aus hierhergekommen. Es sieht ziemlich schick aus, mit einem

wirklich leisen Außenbordmotor. Ich bin in die Nähe geschwommen, aber die Männer im Boot haben mich nicht gesehen.«

»Männer?«, wiederholte Ximena.

Davi nickte. »Ja zwei. Sie sind genauso gut ausgerüstet wie ihr Boot, sie haben diese teure leichte Funktionskleidung, von der Leute glauben, sie müssten sie im Urwald anziehen, und Rucksäcke und irgendwelchen technischen Kram und eine große Kamera.«

»Verdammt«, murmelte Pablo. »Haben wir die auch hierhergelockt? Schickt Miguel noch mehr Touristen?«

»Irgendwie«, meinte Davi, »sehen sie überhaupt nicht wie Touristen aus. Sie sind jetzt an Land gegangen.«

»Los«, sagte Ximena. »Sehen wir uns das an.«

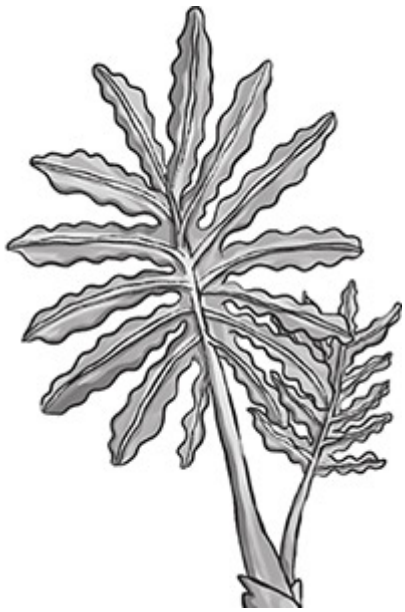
Sekunden später waren die Furchtlosen Drei samt Hund unterwegs durchs Dickicht am Ufer. Das Manati schwamm im Fluss mit, neugierig wie immer.

Da hörten sie Stimmen und duckten sich hinter die riesigen, freundlichen Blätter des Waldes, die sie schon so oft verborgen hatten.

»Also ist es wahr«, sagte jemand und jemand anderes: »Der Alte in Terra de Esperança hat nichts erfunden. Schon lustig, im Dorf erzählen sie, er hätte mit keinem mehr gesprochen …«

»Wie gut, dass er vor seinem Tod eine kleine Ausnahme gemacht hat«, sagte der erste Sprecher. »Und dass Gerüchte doch durchsickern, was?« Er lachte. »Wie lange ist der Kerl schon tot? Hm. Wir hätten längst hier sein sollen. Aber es ist ja gleich, jetzt sind wir da.«

»Wir dachten fast, du wärst verloren gegangen hier«, sagte der andere und lachte ebenfalls. »Die Leute in diesem Ort haben uns erzählt, du wärst tot. Da war so ein junger Mann, der war sich sicher, er hätte deine Leiche gesehen. Und nachdem du auf deinem Handy nicht mehr erreichbar warst … Eigentlich dachten wir gar nicht, dass du heute zum Treffpunkt kommst. Ein Glück, dass wir den damals schon verabredet haben, mit genug Zeitpuffer. Es geht nichts über gute Planung.«



»Psssst«, sagte eine dritte Stimme. »Besser, wir reden nicht so viel. Der Wald hat viele Ohren.«

»Irgendwo da hüpft die Verrückte rum, ja?«, fragte einer der Männer.

»Unterschätzt sie nicht«, sagte die dritte Stimme. »Sie ist … speziell. Und gefährlich.«

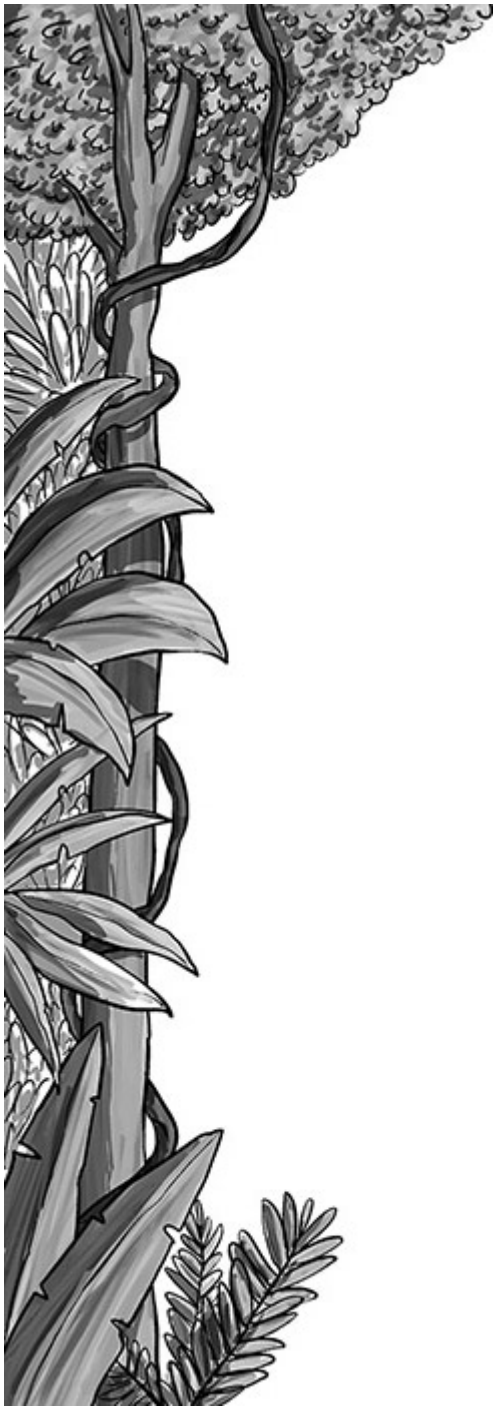
Pablo sah Davi und Ximena an. Und er las die gleiche schmerzhafte Wut in ihren Augen, die er selbst fühlte. Die dritte Stimme gehörte dem Fotografen.

»Kommt«, sagte er leise. »Ich zeige euch, was ich gefunden habe. Ihr werdet lachen.«

Die Männer verbargen das Faltboot am Ufer unter langen, herabhängenden Zweigen und begaben sich auf den Weg durch den Urwald, ohne zu wissen, dass ihnen drei Detektive folgten.

Pablo ballte die Fäuste.

Der Fotograf war nicht hier, um Fotos zu schießen, so viel war klar. Vermutlich war er überhaupt nie ein Fotograf gewesen. Er hatte etwas anderes gesucht, etwas, wovon der alte Mann in Terra de Esperança irgendwem vor seinem Tod also doch erzählt hatte.



Die Diamanten, dachte Pablo. Das Glitzern im See. Jeder musste es bemerken.

Doch die Männer gingen vom Fluss weg. Und dann knieten sie sich an eine freie Stelle zwischen den Bäumen und hantierten mit einem Seil, banden es an einen Baumstamm – und Pablo begriff.

Die Männer befanden sich über der unterirdischen Höhle, sie interessierten sich nicht für Diamanten, sie hatten keine Ahnung davon, wie nahe sie dem wunderschönen Glitzern waren. Schönheit war unwichtig in ihrer Welt. Sie waren auf der Jagd nach etwas, das viel wertvoller war als alle Diamanten. Hässlich, aber wertvoll. Etwas, das die Welt in Bewegung hielt.

Erdöl.

»Vorsichtig, einer nach dem anderen«, hörten sie den Fotografen sagen. »Lasst die Rucksäcke erst mal hier oben. Niemand wird sie finden, wir können die Ausrüstung immer noch holen. So … ich gehe als Letzter.«

Pablo spürte, wie Ximena neben ihm kochte vor Wut. Er legte eine Hand auf ihre, aber als die beiden Männer in dem Loch verschwunden waren, hielt sie es nicht mehr aus.

Sie machte einen Satz nach vorn.

»Sie!«, zischte sie. »Was machen Sie da?«

Der Fotograf fuhr herum und packte Ximena. Er war stark und sein Bein schien auch gar nicht mehr so sehr heilungsbedürftig, dachte Pablo.

»Was macht ihr hier?«, flüsterte der Mann.

»Verbrecher überführen«, sagte Davi und stand auf, und Pablo dachte, dass es falsch war, dass sie besser in Deckung blieben, aber er war der Einzige, der noch saß.

»Haltet euch da raus«, zischte der Fotograf leise. Auf einmal hielt er eine Waffe in der freien Hand. Sie musste Teil der Ausrüstung sein, die die Männer mitgebracht hatten. »Hört zu. Wir arbeiten hier für eine sehr große Firma und ihr möchtet uns nicht in die Quere kommen. Es gab schon andere unangenehme Vorfälle in diesem Wald.«

»Ja damals«, fauchte Ximena. »Als Leute wie Sie meinen Vater umgebracht haben, um in Ruhe den Wald kaputt zu machen.«

»Wir machen nichts kaputt, wir schaffen Arbeitsplätze«, sagte der Fotograf. »Schau dir Terra de Esperança an. Der Name sagt alles: Ort der Hoffnung.«

»Prima!« Davi schnaubte. »Die Caboclos sind alle in den Wald gekommen, um die Pipeline zu legen. Jetzt sind sie arbeitslos und hungern und freuen sich, wenn es ein Leck gibt und sie mit bloßen Händen Erdölklumpen aus dem Fluss fischen können und ein bisschen Geld dafür bekommen!«

»Genug geredet«, sagte der Fotograf. »Die da unten warten auf mich. Ich muss euch festsetzen, tut mir leid. Zu eurer eigenen Sicherheit. So, schön darüber … sonst muss ich schießen.«

»Das tun Sie nicht!«, fauchte Ximena. »Die Baumfrau würde sie hören. Und dann würde sie herkommen und Ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Sie ist stärker als Sie. Sie kann alles, sie kann …«

»Sie ist nicht stärker als die hier«, sagte der Fotograf und hob die Waffe. »Und genau das ist meine Angst. Dass sie herkommt. Es wäre ihr Ende. Ich will sie nicht erschießen müssen. Ich … sie ist … Ich möchte ihr nichts tun, zwing mich nicht, Mädchen.«

Er ließ Ximena los, aber nicht die Waffe, bückte sich und kramte mit der freien Hand in einem der Rucksäcke. Der Fotograf fand zwei Paar abschließbare Handschellen und ein Seil. Diese Männer waren wirklich auf alles vorbereitet.

Jetzt begann er, geübt, aber doch mühsam, weil er nur eine Hand frei hatte, Ximena und Davi an einen Baum in der Nähe

zu fesseln.

Warum rannten sie nicht einfach weg?, dachte Pablo. Hätte der Fotograf wirklich geschossen? Vielleicht. Verdammt, man wusste es nicht. Selbst Davi sah aus, als hätte er diesmal Angst.

»Wo ist der Dritte von euch?«, fragte der Fotograf.

»Pablo ist noch oben im Baum«, log Ximena. Und, etwas lauter, damit Pablo es auch sicher hörte: »Er wird bestimmt gleich da sein und uns retten. Er weiß nicht, dass wir hier sind, aber er hat so was im Gefühl …«

»Gut für ihn, dass er da oben ist, da ist er erst mal in Sicherheit«, sagte der Fotograf. »Verdammt, jetzt halt doch still …«

Wie stellte Ximena sich das mit dem Retten vor? Wenn der Fotograf in dem Loch verschwunden war, konnte er das Seil lösen, aber den Schlüssel für die Handschellen hatte er nicht.

Und dann wusste er, was er tun musste.

Ganz plötzlich.

Es gab genau eine Möglichkeit, unbemerkt in die Höhle zu kommen.

Es war ein wilder Plan, und höchstwahrscheinlich war er zu nichts gut, aber Pablo musste es versuchen. Er drehte sich um, leise, leise, und lief zwischen den Blättern in die andere Richtung. Von dem Loch im Boden weg. Zum See.

Er würde etwas tun müssen, was er hasste. Er würde tauchen.

Das Manati dümpelte im See und schien zu warten. Nie war er glücklicher gewesen, eine Nase zu sehen. Pablo sprang ins Wasser, ohne zu zögern.

Er war der Held, der Einzige, der ein Held sein konnte. Er besaß keine mysteriöse Vergangenheit und keine wiederaufgetauchten Eltern und überhaupt nichts außer einer bunten Tasche, einer Bibel und einem alten Messer, aber er war der Held.

»Die Höhle«, keuchte er. »Wir müssen dahin.«

Er holte sehr tief Luft.

Das Manati verstand nichts, aber es begriff, dass er tauchte. Und es tauchte ihm nach und erinnerte sich. Pablo erinnerte sich auch, aber nur vage. Das Manati kannte die Stelle besser, es schwamm an ihm vorbei und Pablo streckte einen Arm aus und klammerte sich an seinen Ruderschwanz. Es war so viel schneller und wendiger als er, trotz seines plumpen Seekuhkörpers. Es war von Davi gewohnt, dass jemand sich an ihm festhielt, um mit ihm zu spielen. Und so zog es Pablo mit sich in die dunkle Tiefe, in den unterirdischen Gang, hinein in lichtlose, luftlose Enge. Pablos Lungen schmerzten. Sein Kopf schmerzte. Er musste die Luft weiter anhalten, ein wenig noch … Hatte dieser Gang denn gar kein Ende? Davi hatte es geschafft, Ximena hatte es geschafft, er musste es ebenfalls schaffen.

Das Manati propellerte mit seinem Ruderschwanz vorwärts, rascher, auch das Manati mochte den Gang nicht und wollte hinaus. Pablo drohte abzugleiten, hielt sich krampfhaft fest … verlor den Halt. Er war verloren, er wusste es.

Allein war er nicht schnell genug, um das Ende des Ganges zu erreichen, ehe er die Luft nicht mehr anhalten konnte. Der Schwung trieb ihn noch ein wenig voran, alles tat weh, er konnte seine Arme nicht bewegen, er musste atmen, atmen! Und da merkte er, dass das Wasser um ihn heller war als eben. Licht drang von oben herein.

Er befand sich in der Höhle.

Pablo trieb ganz von selbst nach oben an die Oberfläche und schnappte nach Luft. Neben ihm schwamm eine Nase. »Danke«, sagte er nur mit den Lippen, lautlos, denn am Ufer waren die drei Männer unterwegs. Sie waren gerade erst aus dem See gekommen, denn mit dem Seil mussten sie mittendrin gelandet sein. Aber sie waren an der falschen Seite an Land geschwommen, natürlich, die beiden Besucher konnten ja nicht wissen, welche die richtige Seite war, und waren vorausgeschwommen. Das war Pablos Chance.

Denn jetzt tasteten sie sich am Rand der Höhle über die Felsen entlang zu der Stelle mit dem Riss in der Wand und dem natürlichen Becken. Einen Moment würden sie dazu noch brauchen.

Pablo kletterte im Schatten von ein paar Felsen leise an Land und schlich selbst von der anderen Seite her zu dem Becken. Dort kauerte er sich hinter einen weiteren Felsvorsprung und wartete.

In diesem Moment wurde ihm klar, dass er eigentlich nicht wusste, was er jetzt tun sollte. Er war da. Er konnte versuchen, die Männer anzuspringen, sie ins Wasser zu werfen, zu

verfluchen. Aber das war alles. Sie waren drei, sie waren erwachsen, sie waren bewaffnet. Er hatte bis hierher gedacht und nicht weiter.

Ein schöner Held.

VIERZEHNTES KAPITEL,

in welchem Pablo ein Held sein muss, was aber nicht so leicht ist, und die Botos endlich mal etwas Nützliches tun

Pablo hörte die Männer näher kommen. Er ballte die Fäuste.

Jetzt! Jetzt waren sie bei dem natürlichen Steinbecken, in das das Öl floss!

Sie waren ihm ganz nah, nur ein halber Meter trennte sie von Pablo hinter seinem Felsen.

»Hier«, sagte der Fotograf.

Da richtete Pablo sich auf. Ganz langsam. So hoch, dass er über den Felsvorsprung sehen konnte. Da stand der Fotograf, vor sich das Öl, das schwarze Gold, das in einzelnen Tropfen aus dem Gestein trat. Die Männer neben ihm betrachteten das Schauspiel wortlos. Einen Moment lang stand die Welt still, es gab kein einziges Geräusch.

Doch!

Oben, durch das Loch in der Decke, drangen die Geräusche des Waldes. Das Kreischen der Papageien. Das Rascheln des Windes in den Blättern. Das Trippeln und Huschen eines Tieres im Geäst. Das Rauschen des Wasserfalls in der Ferne.

All das, dachte Pablo, würde nicht mehr lange da sein, er wusste es, und die Männer wussten es auch.

Maschinen würden in den Urwald kommen, Bäume fällen, eine Straße bauen, Menschen würden Häuser errichten, damit sie von dort aus arbeiten konnten. Sie würden eine Pipeline mitten durch den Wald verlegen. Ein Überlaufbecken für das austretende Öl graben, einen weiteren pechschwarzen See, in

dem alles Leben versank, und was hineingeriet, würde nie mehr auftauchen.

Sie würden einen Bohrturm direkt hier über die Höhle stellen – oder in die Höhle? Vermutlich würden sie die Höhle einfach wegsprengen.

Und irgendwo würde Petrabros mehr Benzin verkaufen. Vielleicht würde es kurzzeitig billiger werden. Die Menschen in den Städten würden sich freuen.

Noch immer sagte keiner der Männer etwas. Die Abwesenheit von Worten hatte etwas Feierliches, dies war eine Beerdigung – die Beerdigung des Tals.

Ein Fisch sprang aus dem See und landete wieder, mit einem leisen Platschen.

Jetzt sang jemand.

Moment, jemand sang? Doch wirklich. Oberhalb des kreisrunden Loches, in dem noch immer das Seil hing. Da waren zwei Stimmen, eine hohe und eine tiefe Stimme. Sie kreisten in der Melodie umeinander, es klang wunderschön und melancholisch.

Pablo merkte, wie er lächelte, während dumme, nutzlose Tränen seine Wangen hinunterliefen. Natürlich, er kannte das Lied! Es war ein Schlaflied der Yanomami und es ging um Sterne und Delfine und möglicherweise um kotzende Kekse.

Wie schön es gewesen war, mit den anderen darüber zu lachen! Sie hatten noch im Baum gelacht, zwischen den Ästen, immer wieder. Niemand würde mehr in diesem Baum lachen, sie würden ihn fällen, wie alle anderen in der Nähe. Und die Baumfrau würde verschwinden. Irgendwohin. Tiefer in den Urwald. Wenn es noch ein »tiefer« gab. Es war nicht mehr lange so viel vom Amazonas übrig, dass es ein »tiefer« gab.

Irgendwann würde es auch für die Baumfrau und die Tiere und die Yanomami keinen Ort mehr geben, an den sie sich zurückziehen konnten.

Der Fotograf hatte den Kopf gehoben und lauschte dem Lied.

»Was zum Teufel …?«, fragte einer der Männer, aber der Fotograf hob die Hand, damit sie schwiegen.

Er lauschte weiter, konzentriert. »Ich kenne dieses Lied«, murmelte er. »Ich habe es oft gehört … Sie hat es für mich gesungen, als es mir schlecht ging …«

»Ist die Verrückte da oben?«, fragte einer der Männer. »Sag nicht, sie ist doch noch aufgetaucht und spielt da oben Chor mit den Kindern?«

O ja, bitte, dachte Pablo. Er ballte die Fäuste noch fester. Bitte, bitte, sei da!, hoffte er. Sei da und bewirk ein Wunder! Schwing dich an dem Seil herunter, schieß einen Pfeil auf die Männer ab, tu irgendetwas! Aber es waren eindeutig nur zwei Stimmen, Kinderstimmen. Keine dritte.

»Also.« Einer der Männer räusperte sich. »Was du uns hier zeigen wolltest, ist …«

In diesem Moment tauchten die Botos auf. Sie waren plötzlich einfach da.

Sie sprangen zu mehreren mitten aus dem bläulich leuchtenden See, in perfekten Bögen, stellten sich im Wasser auf und schnatterten, wie sie es sonst nur taten, wenn Ximena da war und sie mit ihr reden wollten – oder, dachte Pablo, vermutlich, wenn die Baumfrau da war. Die Delfine waren auch die Freunde der Baumfrau. Sie hatte sie immer zu beschützen versucht.

Da war ein Kalb, ein ganz kleines, das mit den großen Botos schwamm. Es versuchte, sich ebenfalls aufrecht hinzustellen, aber es kippte mit einem Platscher seitlich um. Pablo lachte beinahe. Und da, da war auch das Manati – es schubste das Kalb der Botos ein wenig mit seiner Nase, damit es wieder geradeaus schwamm.

Ximena und Davi sangen noch immer.

Und auf einmal wandte der Fotograf den Kopf und sah direkt in Pablos Richtung.

Sah ihn an.

Pablo wollte sich wegducken, aber dann blieb er stehen. Er erwiderte den Blick des Fotografen. Sie sahen sich in die Augen, eine ewige Sekunde lang, während um sie das Lied

klang und die Botos planschten und das ganze Leben des Waldes ein Konzert gab.

Die anderen Männer blickten nicht in Pablos Richtung, nur der Fotograf.

Pablo versuchte, mit seinen Augen zu sprechen.

Das war alles, was er tun konnte.

Du kannst mich erschießen, sagte er. Es wird ganz leicht sein. Du hast es gehört, ich bin nur ein Straßenjunge, niemand wird mich vermissen. Du kannst hier alles kaputtgehen lassen und deinen Auftrag erfüllen und dich gut bezahlen lassen. Aber denk an sie. An sie da oben in ihrem Baum. Sie hätte dich töten können, so leicht wie du mich. Sie hat es nicht getan. Sie hat dich gepflegt, als es dir schlecht ging. Sie hat dir zu essen gegeben. Sie hat dir vertraut. Denk an sie und die roten Papageien, die auf ihre Schultern fliegen, wenn sie die ruft.

War es nur eine Lüge wie alles andere? Zum Beispiel, dass du gern ein Bild von ihr geknipst hättest?

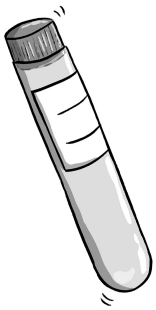
Vermutlich hörte der Fotograf seine Worte nicht. Kein einziges.

Vermutlich sah er einen verängstigten, zerschrammten Jungen mit nassem, zerstrubbeltem Haar und weit aufgerissenen Augen.

Er wandte den Blick ab, sah wieder die Wand an, aus der tropfenweise das schwarze Öl trat, und sagte: »So, nun aber zur Sache. Ihr wisst, den Gerüchten nach ist es Erdöl, was in dieser malerischen Höhle aus der Wand tritt. Ihr wisst, genau wie ich, wie selten so etwas ist: Erdöl, das zu uns kommt, uns einlädt, ohne dass wir Probebohrungen machen müssen.« Er streckte die Hand aus und fing einen Tropfen ab, hielt ihn ins bläuliche Licht, wo er zähflüssig glitzerte. »Das

Förderaufkommen in Terra de Esperança neigt sich dem Ende zu. Wenn es hier Erdöl gibt, werden die Leute von dort kommen und wieder für Petrabros arbeiten. Sie werden mit Sack und Pack umziehen, beim Straßenbau und beim Fällen der Bäume helfen, beim Aufbau der Infrastruktur, bei allem. Sie werden wieder Arbeit haben. Sie sind hungrig. Sie brauchen Arbeit, sie sind verzweifelt auf der Suche danach.«

Er schüttelte den Tropfen von seinem Finger in das Becken, doch der Tropfen blieb an ihm kleben und der Fotograf lachte leise.



»Ich habe jahrzehntelange Erfahrung mit Erdölproben«, sagte er. »Ihr wisst das. Ich bin hier hinuntergestiegen und habe mir den Wunderriss im Gestein genau angesehen, von dem der alte Mann im Dorf erzählt hat. Ich habe die Flüssigkeit überprüft.« Er deutete auf das Becken. »Und wisst ihr, was ich gefunden habe?«

»Öl«, sagte einer der Männer, ein wenig ungeduldig.

»Nein«, entgegnete der Fotograf.

Pablo duckte sich wieder hinter den Felsen. Sein Herz raste. Die Welt blieb stehen. Der Gesang hatte aufgehört.

»Flusssediment«, erklärte der Fotograf. »Einfacher gesagt: Schlamm. Das Wasser der Flüsse im Amazonas wird schwarz, wenn es Partikel verwesender Bäume aufnimmt, es ist ein normales Phänomen. Warum heißt der Rio Negro sonst Schwarzer Fluss? Es ist nährstoffreiches Wasser, mehr nicht. Und was hier aus dem Felsen austritt, ist genau das. Dickflüssiger, schöner Flussschlamm. In einer Million Jahren ist das vielleicht Erdöl. Falls es sich irgendwo absetzt und vom Gewicht anderer Erdschichten verdichtet und verflüssigt wird. Aber für den Moment, meine Herren, ist es einfach nur

Schlick.« Er lachte wieder. »Der alte Caboclo hat das vermutlich ganz genau gewusst. Sie brauchen wirklich dringend Arbeit. Sie haben versucht, uns hierherzulocken, damit wir bauen und probebohren, allein das hätte ihnen schon für eine Weile was zu beißen gegeben. Selbst wenn wir dann nichts gefunden hätten. Sie haben versucht, uns für dumm zu verkaufen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Und ich bin hierhergekommen und habe mich dafür von einer Verrückten fangen lassen, der ich erst entkommen musste.«

»Das … das ist kein Erdöl?«, fragte einer der Männer verblüfft. »Bist du sicher? Ich würde gern eine Probe nach Manaus mitnehmen.«

Pablo lugte wieder über den Felsen. Der Mann begann, in den Taschen seiner wertvollen Mehrzweckhose zu kramen, dann hielt er ein Probenröhrchen hoch.

»Spar dir die Mühe«, sagte der Fotograf. »Ich bin tausendprozentig sicher. Ich bin der Experte. Das ist mein Job.« Er steckte einen Finger in das schwarze Becken, zog ihn heraus – und leckte ihn ab. Pablo drehte sich der Magen um.

Die beiden Männer musterten den Fotografen, und er zog ein Gesicht wie jemand, der einen Finger voll Flussschlamm geschluckt hat. »Schmeckt scheußlich«, knurrte er und grinste leicht. »Nach Erde und verwesendem Kram und allem Möglichen. Aber krank werde ich nicht davon. Es ist kein Öl. Würde ich freiwillig Erdöl schlucken?«

In diesem Moment sprang der kleine Boto aus dem Wasser, hoch und stolz. Vielleicht lernte er das Springen gerade erst, und er sprang gegen die erhobene Hand des Mannes, der das Probenröhrchen hielt. Es fiel zusammen mit dem Boto zurück ins Wasser.

Der Mann fluchte.

»Vergiss es«, sagte der Fotograf. »Das ist ein Zeichen, hm? Du brauchst es nicht. Lasst uns gehen. Wir sparen Petrabros eine Menge Geld und Arbeit. Hier ist nichts zu holen, dafür verbürge ich mich.«

»Deus meu! Und wir sind den ganzen Weg durch diesen verflixten Wald mit dem Faltboot gekommen, weil es keinen sicheren Landeplatz für einen Hubschrauber gibt«, sagte der eine Mann.

»Und jetzt müssen wir den ganzen verdammten Weg wieder mit dem Boot zurück«, sagte der andere. »Weißt du, was? Das ist ein Scheißjob. Die Mücken bringen mich um.«

»Ihr werdet stundenweise bezahlt«, sagte der Fotograf. »Kein Grund zum Meckern. Ihr habt euren Vertrag. Pech für die Firma, wenn sie euch dafür bezahlt, dass ihr *keine* Erdölquelle vermesst. Die Prämie wäre an mich gegangen. Aber es wird keine geben.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich kann damit leben. Ich meine, ich hätte der Firma den Schlamm als Öl verkaufen und sie bohren lassen können, bis sie es dann wirklich gemerkt hätten, aber dann hätten sie ein für alle Mal Adieu zu mir gesagt.«

Die anderen beiden nickten und dann gingen sie.

Sie drehten sich einfach um und gingen.

Ließen den Fotografen an dem Seil nach oben vorausklettern und sich dann von ihm nachziehen, sie selbst

waren keine guten Kletterer.

»Geht nach Hause«, hörte Pablo den Fotografen oben sagen. Natürlich, er sprach mit Davi und Ximena. »Und vergesst unser kleines Treffen. Wir haben euch nur zu eurer eigenen Sicherheit hier festgesetzt. So, und euch bringe ich noch zu eurem Faltboot. Die gute Nachricht ist: Es geht jetzt flussabwärts.«

»Fährst du nicht mit uns?«, fragte einer der Männer.

»Ich komme nach«, sagte der Fotograf. »Ich wandere lieber zu Fuß aus diesem Wald. Auf die Art kann ich noch ein paar schöne Bilder machen. Ich muss nur die Kamera holen.«

Und dann zog jemand das Seil nach oben.

Pablo seufzte.

Er würde wieder tauchen müssen. Das Manati wartete auf ihn.

Als Pablo aus dem See kletterte und sich schüttelte, standen Ximena und Davi am Ufer und fielen ihm beide um den Hals, was zumindest Davi sonst niemals tat. Der Hund war auch von irgendwoher gekommen und sprang an ihnen hoch, um die Umarmung zu teilen.

»Ich … ich kann das gar nicht glauben«, sagte Ximena. »Wir haben alles gehört, es hallt ja wahnsinnig in dieser Höhle … Wie hast du das gemacht? Was hast du gemacht?«

»Gar nichts«, meinte Pablo. »Ihr habt gesungen. Und dann waren die Botos da. Vielleicht hat der Gesang sie angelockt.

Keine Ahnung. Ich habe nur … ich habe den Fotografen nur angesehen. Das war alles.«

»Dann sollte die Welt sich vor deinem Blick hüten«, meinte Ximena und lachte. »Hast du Blitze aus deinen Augen geschossen oder was?«

»Quatsch.« Pablo räusperte sich. »Es ist Schlamm, kein Erdöl, da unten. Das habt ihr doch gehört.«

In diesem Moment trat hinter ihnen jemand aus dem Wald. Der Fotograf. Die Detektive zuckten zusammen. Er hielt die Pistole in der Hand.

»Natürlich ist es Erdöl«, sagte er.

Ximena packte Pablos Arm. »Was?«

»Es ist immer Erdöl gewesen. Ich bin der Spezialist. Das ist mein Job.«

Er trat einen Schritt auf die Detektive zu und hob die Hand mit der Waffe. »Aber das«, sagte er, »müssen meine Kollegen nicht wissen.«

Dann hob er die Hand noch ein wenig höher – und warf die Waffe in den See. Sie sahen alle zu, wie sie unterging. Der Fotograf seufzte.

»Ich werde jetzt gehen und mich von der … Baumfrau verabschieden. Und ich werde meine Kamera holen. Es gibt eine Menge Bilder zu machen, auf dem Weg zurück. Bilder von Bäumen und Lianen und Vögeln und Botos.«

»Sie werden niemandem … von dem Erdöl erzählen?«

Er schüttelte den Kopf. »Hatte ich nicht vor.«

»Dann könnten Sie auch einfach hierbleiben«, sagte Davi. »Es lebt sich ganz gut im Wald. Die Baumfrau wäre dafür,

dass Sie bleiben, glaube ich.«

Doch der Fotograf schüttelte wieder den Kopf. Und er lächelte ein wenig schmerzlich. »Für einen winzigen Moment habe ich darüber nachgedacht. Aber ich gehöre hier nicht her. Niemand gehört hierher, außer den Tieren und den Bäumen. Und euch.«

Damit drehte er sich um und ging voraus, auf den Wasserfall zu, auf den Baum zu, der ein Haus war. Am Ufer des glitzernden Sees entlang.

Die drei Detektive blieben noch einen Moment an diesem Ufer stehen.

»Geben wir ihm einen Augenblick allein mit ihr«, sagte Ximena.

»Aber Tom und Senhor Gonzalez sind oben im Baum«, meinte Davi.

»Nein«, sagte Tom hinter ihnen. »Wir waren ein bisschen beunruhigt, wo ihr so lange bleibt, und wollten nachsehen … Obwohl sie gesagt hat, wir sollten uns keine Sorgen machen. Ihr würdet schon klarkommen. Ihr wärt schließlich Kinder und furchtlos noch dazu.«

»Alle haben Hunger«, sagte Senhor Gonzalez und seufzte. »Dieser Bananenbrei ist fertig, keine Ahnung, ob man das essen kann, aber irgendwas muss man schließlich essen. Wo wart ihr überhaupt so lange?«

»Oh, nur … spazieren, mit dem Hund, wie wir schon gesagt hatten«, meinte Pablo rasch und die anderen nickten. Je weniger Menschen von dem Erdöl wussten, desto besser. »Er

ist einem … äh … Gecko nachgejagt und dann mussten wir ihn erst wiederfinden.«

»Jaja, dieser Hund«, murmelte Davi und streichelte ihn, und der Hund sagte eifrig: »Wuff.«

Nie hätte Pablo gedacht, dass er für sie lügen würde, aber so sind Freunde.

»Was ist eigentlich das, was hier im See so glitzert?«, fragte Senhor Gonzalez. »Ich bin nicht so der Naturfanatiker, aber es sieht wirklich schön aus.« Er kniete sich ans Ufer. »Da sind Flecken im Sand. Man sollte mal danach tauchen.« Die Detektive sahen sich an.

Fast hatte Pablo vergessen, dass sie Diamanten hatten sammeln wollen. Es gab Diamanten für sie alle. Und es würden noch genug übrig bleiben.

»Das sind …«, begann er.

»… Lichtreflexionen.« Davi trat ihm auf den Fuß. »Lichtreflexionen in Sandkörnern. Wir sind, ehrlich gesagt, schon danach getaucht. Wir dachten, es könnten Edelsteine sein. Edelsteine! So ein Unsinn, was? Als würden die einfach so herumliegen. Ich meine …« Er sah Pablo eindringlich an. »Wenn es echte Diamanten wären, würde mit diesem Fluss und diesem See das passieren, was mit dem Wald passieren würde, falls jemand Erdöl darunter fände. Sie würden kommen und ihn kaputt machen. Hunderte von Menschen würden hier herumkrabbeln und Diamanten suchen. Daran sollte man denken.«

»Ja«, sagte Pablo. »Daran sollte man denken.«

Einen Moment lang sah er den Reichtum, den er sich ausgemalt hatte – die Teller voller Reis mit Bohnen, die heilen Kleider, die Silbersporen, das Pferd, die Bücher, das

wundervoll ausgebaute Reisebüro von Miguel und Gita – und dann sah er all das zerkrümeln und verschwinden. Er schüttelte sich ein wenig und stellte sich gerade hin.

Ein Boto sprang aus dem See. Es war das Boto-Kind. Es schien sie zu grüßen, übermütig. Es durfte seinen See behalten, niemand würde darin nach irgendetwas suchen.

»Ich hab Hunger«, sagte Pablo. »Lasst uns Bananenbrei essen gehen.«

LETZTES KAPITEL,

in welchem Davi wieder mal ein Tier zuläuft und die grüne Erbse es nicht lassen kann, auch noch vorzukommen. Dann gibt es einen Abschied – zumindest fürs Erste

Sie begegneten dem Fotografen ein letztes Mal.

Er stand zwischen den Bäumen und hatte ein ziemlich altes Telefon am Ohr. Neben ihm stand Senhor Gonzalez.

»Das ist mein Telefon«, sagte er leise. »Ich weiß auch nicht, was das soll. Es hat geklingelt, aber der Anrufer wollte *ihn* sprechen.« Er zeigte zu dem Fotografen. »Woher weiß jemand …?«

»Psst!«, zischten die Detektive im Chor. Sie stellten sich ganz nah zu dem Fotografen und lauschten. Er lächelte und stellte das Handy laut. Am anderen Ende regte sich jemand auf.

»Kein Erdöl? Na gut, ärgerlich, aber was soll’s«, sagte eine Stimme am Telefon. »Und Sie sagen, die Gegend sei ganz hübsch? Was ist denn nun mit dieser angeblichen … Baumfrau? Sie haben sie doch gefunden, oder? Beseitigen Sie sie. Dann lässt sich das Tal auf lange Sicht für den Tourismus erschließen. Wir brauchen Vorzeige-Gegenden. Die vorgaukeln, wie gut wir den Wald schützen. Man könnte sicher ein Hotel neben dem Wasserfall errichten, er soll ja sehr malerisch sein … Ökotourismus, ja, so was. Wir haben

sowieso zu schlechte Presse da draußen. Natürlich habe ich der Welt gesagt, dass der Wald und das Klima uns egal sind, aber auf lange Sicht sollten wir den Leuten vielleicht doch zeigen, dass diese Regierung etwas für den Wald tut …«

»Entschuldigung, die Verbindung ist sehr schlecht«, sagte der Fotograf in Senhor Gonzalez' Telefon. »Wenn ich Tourist hier wäre, würde mich das stören … ja, und ich bin froh, wenn ich diesen schrecklichen Wald wieder verlassen kann. Die Moskitos hier sind schlimmer als überall sonst … In Terra de Esperança, habe ich gehört, liegt eine junge Frau, die nur in der Nähe war, mit Malaria … Es ist eine grüne Hölle hier, das ist es. Und der Wasserfall ist nicht einmal sehenswert. Wie? Nein wirklich, ich verstehe Sie nur sehr schlecht … tut mir leid …« Und er legte auf und gab Senhor Gonzalez dessen Handy zurück.

»Die Stimme«, flüsterte Ximena. »Wir kennen diese Stimme. Aus dem Radio. Und vom Staudamm. Und von dem Faultierreservat.«

Pablo und Davi nickten.

Jeder wusste, wem diese Stimme gehörte!

Dem mächtigsten Mann im Land.

»Eines Tages bringen wir den auch noch hinter Schloss und Riegel«, brummte Davi grimmig. »Oder wir könnten ihn in ein Erdölbecken werfen.«

»Viel Spaß dabei«, sagte der Fotograf. Und dann schulterte er seine Kameratasche und ging am Fluss entlang in Richtung Süden: Er machte sich auf den langen Weg nach Hause.

Im Baum warteten die Baumfrau und eine Reihe klobiger, handgeschnitzter Holzschalen voll Bananenbrei. Er schmeckte

nach absolut nichts. Pablo hatte nie etwas Besseres gegessen. Er war glücklich. Und er sah, dass die anderen es auch waren.

Selbst der Hund aß Brei; er tat es eleganter als manche von ihnen, denn sie hatten kein Besteck, nur ihre Finger, und der Hund hatte eine lange, praktische Zunge.

Über den Bäumen zog die Nacht heran, und dann war sie da, plötzlich wie immer, und hängte Sterne in die Äste, während im Baumhaus jede Menge Geschichten erzählt wurden von früher und von heute. Als die Geschichten versiegten, sangen sie alle gemeinsam.

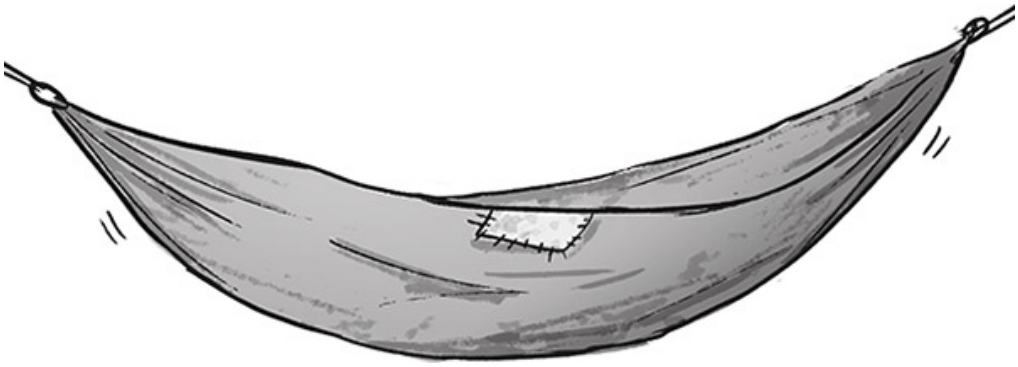
Ximena und ihre Mutter und Davi sangen das Lied über die Sterne und die falsch ausgesprochenen Kekse, und Tom Weißfeder erhob seine klare, tiefe Opernstimme, jedoch sang er nur leise, um den Wald nicht zu stören.

»Tacea la notte placida«, sang er. »E bella in ciel sereno la luna il viso argenteo …«

»Irgendwas mit schweigender Nacht und Mond, von Verdi«, murmelte Ximena. »Der Silberbaron war mal mit mir in der zugehörigen Oper, im Theater in Manaus …« Sie gähnte. »Der Silberbaron …«, flüsterte sie, »was … wird denn jetzt mit dem Silberbaron und mir?«

Aber als Tom seine Arie beendete, war Ximena an Davis Schulter eingeschlafen.

Pablo spürte einen kleinen Stich. Diese beiden hatten eine seltsame gemeinsame Vergangenheit, auch wenn sie acht Jahre zurücklag. Vielleicht hatten sie als Babys nebeneinander in einem Shabono in einer Hängematte gelegen. Kinder des Waldes.



Vielleicht würden sie beide hierbleiben.

Pablo legte einen Arm um den Hund und seufzte. Helden sind manchmal einsam, es ist ihr Schicksal.

»Ich bringe euch morgen bis nach Terra de Esperança«, sagte die Baumfrau da leise.

»Sie … gehen mit?«, fragte Pablo.

Sie nickte. »Ihr müsst zurück. Oder nicht? Sie machen sich dort Sorgen um euch. Dein Freund wartet. Der mit dem Reisebüro.«

Pablo nickte. Miguel, dachte er. Miguel wartete tatsächlich auf ihn. Er und Gita. Es stimmte gar nicht, dass er einsam war.

»Ich werde ihm sagen, dass dieses Tal völlig ungeeignet ist für Touristen.« Pablo grinste. »Und wir werden die nächsten in eine völlig andere Gegend schicken. Eine, in der sowieso schon was los ist und man nichts Unberührtes mehr stören kann.«

»Ja, tut das«, sagte die Baumfrau. »Du bist ein kluger Junge.«

Als sie am nächsten Tag aufbrachen, wartete im Wasser eine Nase. Aber sie war nicht allein. Neben ihr war eine zweite Nase mit genauso weiten Nasenlöchern aufgetaucht.

Das Manati hatte Gesellschaft gefunden.

»Sieht aus, als würdest du hierbleiben«, sagte Davi zu ihm. »Na, dann bleib. Ist nicht der schlechteste Ort für ein Manati hier.« Er streichelte es ein letztes Mal und es tauchte ab.

»Endlich«, sagte Davi und atmete tief durch, »habe ich mal kein Tier, um das ich mich kümmern muss. Erst war es dieses Äffchen, das mir zugelaufen ist, dann das Faultier, das wir aus dem Stausee gerettet haben, und danach dieses irgendwie doch unhandliche Manati …«

Auf einmal rauschte etwas in der Luft. Sie sahen alle auf und dann landete ein rotes Federdurcheinander auf Davis Schulter, ordnete sich und war einer der Papageien.Er krakeelte ganz leise und rieb seinen Kopf an Davi.

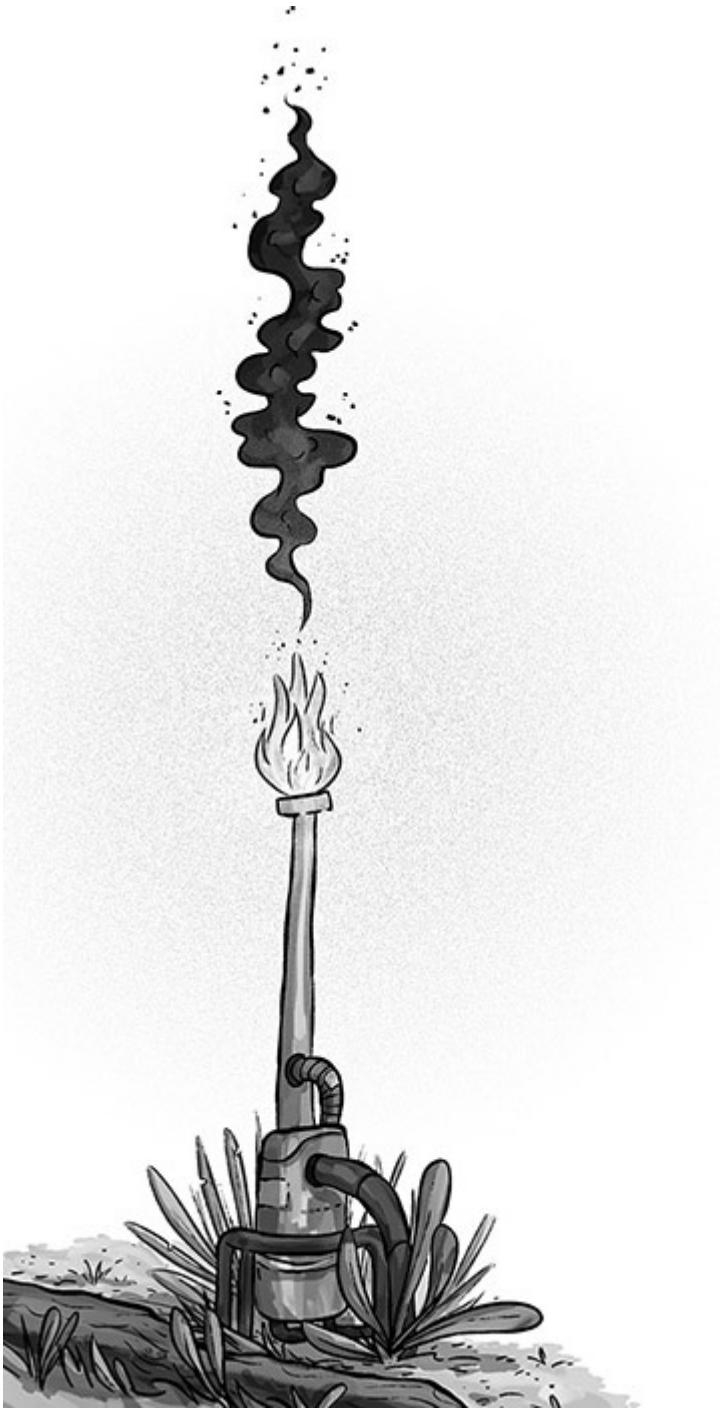
»Wenn das nicht der ist, der mich aus der Felswand schubsen wollte«, knurrte Pablo.

»Grrrrr«, sagte der Papagei melodisch und unschuldig.

»Du kannst ihn mitnehmen«, sagte die Baumfrau. »Ich habe noch achtzehn andere.«

Davi stöhnte leise. Tom Weißfeder lachte. Und dann gingen sie endlich los.

Zwei Tage später, gegen Abend, erreichten sie Terra de Esperança. Es wurde gerade wieder dunkel. Der Hund sah den Ort als Erster, oder er witterte ihn, und stürmte freudig bellend durch die Bäume davon. Der Rest der kleinen Gruppe folgte langsamer. Sie hielten sich am Flussufer zwischen den Bäumen, bis es nicht mehr anders ging, dann wanderten sie am Fluss entlang zwischen den schlafenden Hütten hindurch bis zu der einen, die sie besser kannten.



Über dem Wald hinter dem Ort flackerte die ewige Flamme der Erdölquelle. Noch flackerte sie.

»Komm«, sagte Ximena zu ihrer Mutter.

Seltsam, Pablo dachte immer noch »die Baumfrau«, er konnte nicht anders. Wie sie da stand am Flussufer, im

Sternenlicht, gekleidet nur in ihr wildes, lockiges Haar und ihre Armbänder, sah sie doch sehr aus wie ein Waldgeist.

»Ich werde hierbleiben«, wisperte sie. »Habt eine gute Rückreise.«

»Warte, nein!«, sagte Ximena und nahm ihre Hand. »Reise ich denn zurück?«

Ehe jemand etwas entscheiden konnte, kam der Hund bellend angestürmt und auf einmal war da eine flackernde Taschenlampe. Miguel stand vor ihnen.

»Pablo, Davi, Ximena!«, rief er. »Ihr seid zurück! Ein Glück! Und … Tom?«

Hinter ihm stand Gita und es gab ein großes Durcheinander aus Umarmungen. Die Baumfrau trat ein paar Schritte zurück.

»Wir haben so viel zu erzählen, so viel!«, rief Pablo. »Aber das wird dauern. Bist du wieder ganz gesund, Gita?«

»Ich fürchte, ich werde noch eine Weile Malaria-Medikamente schlucken«, sagte Gita fröhlich. »Dieses Gebiet ist wirklich absolut ungeeignet für Touristen. Wir haben uns solche Sorgen um euch gemacht! Miguel hat euch gesucht, aber er wollte nicht zu weit weggehen und mich nicht allein lassen, der Idiot.« Sie legte einen Arm um ihn. »Und dann … ist heute noch jemand angekommen, der morgen damit beginnen wollte, euch zu suchen. Jemand in einem Flugzeug, das sogar noch älter ist als das von Gabriel.«

Das Knäuel der Umarmungen löste sich auf, sie traten alle ein wenig beiseite, und da sah Pablo, dass noch jemand am Fuß der Leiter stand, die zu der windschiefen Hütte hinaufführte.

Der Silberbaron.

Er stand da, auf seinen Stock mit dem silbernen Griff gestützt, und sah ein wenig verwirrt aus. Dann kam er näher, ganz langsam. Zögernd. So zögernd wie die Baumfrau.

Er gehörte nicht dazu, das merkten alle.

»Ich, ähm«, sagte er und räusperte sich mehrfach, »bin gekommen, weil ich dachte, es wäre Zeit, euch mal wieder aus den Klauen irgendeines Bösewichtes zu retten. Vermutlich eines Politikers oder Großindustriellen. Ich meine, ich bin sauer, dass du abgehauen bist, Ximena, furchtbar sauer …« Dabei klang er überhaupt nicht sauer. Er klang nur erleichtert. »Und was war das mit der Geschichte von der Baumfrau …?« Plötzlich verstummte er.

Sein Blick war an Ximena, Pablo und Davi mit dem Papagei auf der Schulter vorbeigewandert und an der nackten Gestalt, die im Sternenlicht am Ufer stand, hängen geblieben.

»Das … das kann nicht sein«, sagte er ganz leise. »Cristina? Du bist tot.«

»Ja«, sagte die Baumfrau, die natürlich auch einen Namen hatte. »Ich bin gestorben, als Carlos gestorben ist. Sie haben ihn umgebracht, du weißt das. Und mich mit. Mein Herz. Der Rest von mir ist in den Wald gegangen und ein Geist geworden, der die Leute abschreckt.«

»Geist, Herz, Unsinn«, sagte Ximena und ging hinüber zu ihrer Mutter. »Sie ist vollkommen lebendig. Genauso lebendig wie ihre Tochter, von der sie dachte, sie sei tot. Das hat sie geglaubt! Die ganze Zeit über!« Sie schüttelte den Kopf. »Ihr solltet bei Tageslicht vernünftig miteinander reden.«

Der Silberbaron schien zu schlucken. »Ich sage es nicht gern, aber meine Enkeltochter möchte, dass ich es sage«,

murmelte er. »Komm mit nach Manaus. Morgen früh, in der grünen Erbse.«

»In der … grünen Erbse?«, fragte die Baumfrau, die Cristina hieß, und irgendwie war die ganze tragische Stimmung durch diese Frage dahin.

»Sein Flugzeug heißt so«, erklärte Davi.

»Flurrrrrrzeug«, sagte der rote Papagei auf seiner Schulter begeistert. »Flurrrzeug, Flurrrzeug.«

»O nein«, murmelte Pablo. »Diesmal also auch noch ein Tier, das *sprechen* kann?«

»Ich kann nichts dafür!«, flüsterte Davi. »Sie laufen mir zu!«

»Du bist mein Gast«, sagte der Silberbaron und sah noch immer die Baumfrau an.

Sie neigte langsam den Kopf. »Danke. Ich weiß, dass dich das Überwindung kostet. Ich schätze die Geste. Aber ich

gehöre woandershin. Und dorthin werde ich zurückkehren. Zu meinem Tal und zu … deinem Sohn. Carlos. Er ist da. Überall, wo der Wald ist. Auch wenn er nicht mehr lebt. Du verstehst das vielleicht nicht, aber ich … ich rede mit ihm. Jeden Tag. Er ist in jedem Blatt, in jedem Baum, in jedem Tier.« Damit ging sie einen Schritt zurück. Dann noch einen, am Ufer entlang.

»Nein warte!«, rief Ximena. »Wir haben uns gerade erst kennengelernt. Wir müssen noch über so vieles reden! Wir brauchen Zeit!«

Sie rannte zum Silberbaron, warf ihre Arme um ihn und hielt ihn einen Moment ganz fest. Er streichelte ihr Haar, das beinahe so wild war wie das ihrer Mutter. Dann sah sie zu ihm auf und flüsterte: »Tut mir leid, du musst ohne mich zurückfliegen. Nimm die anderen mit. Ich komme nach Manaus, bestimmt. In ein oder zwei Wochen.«

Dann umarmte sie Davi und dann Pablo.

»Pass in der Zwischenzeit gut auf Miguel auf!«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Und auf den Hund! Auf Davi nicht. Der kann auf sich selbst aufpassen.«

Schließlich lief sie zu ihrer Mutter und nahm ihre Hand.

»Komm«, sagte sie. »Gehen wir. Die Botos warten auf uns. Sie haben uns noch eine Menge zu erzählen. Und vielleicht gibt es noch Dinge herauszufinden. Über meinen Vater.«

Bisher erschienen:

Band 1: Verschwörung im Dschungel

Band 2: Tatort Naturreservat

Band 3: Spurensuche im Regenwald

Antonia Michaelis lebt seit vielen Jahren mit ihrer Familie an der Ostseeküste. Ihre Romane für Jugendliche und Erwachsene führen den Leser an die Grenzen der Wahrnehmung und der Gesellschaft. In Madagaskar, wo sie mit ihrer Familie für zwei Jahre lebte, hat sie 2019 ein Schulprojekt für ärmste Kinder auf die Beine gestellt (www.les-pigeons.mg).

Kurzi Shortriver / Sonja Kurzbach wurde 1983 in Ostfriesland geboren und zog nach dem Abitur nach Bremen, um sich zur Mediengestalterin ausbilden zu lassen. 2013 gewann sie ein Stipendium an der AID Berlin, was sie schließlich in die Hauptstadt zog. 2017 schloss sie ihr Studium mit einem Comic über zwei gefräßige Berliner Stadttauben mit der Note 1,0 ab. Abseits des Zeichentisches liebt sie Karate, Siebdruck, schöne Fahrräder und Punkkonzerte.

Loewe

Das will ich lesen!

Du brauchst Lesenachschub oder willst einfach nur über unsere Neuerscheinungen, Events und Gewinnspiele informiert werden?

Newsletter

Instagram

facebook

YouTube

TikTok

© 2022 Loewe Verlag GmbH, Bühlstraße 4, D-95463 Bindlach

Dieses Werk wurde durch die Literaturagentur Beate Riess vermittelt.

Cover- und Innenillustrationen: Kurzi Shortriver | Sonja Kurzbach

Covergestaltung: Michael Dietrich

E-Book-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck
E-Pub 2.0 ISBN 978-3-7320-1852-9
Printausgabe ISBN 978-3-7432-0856-8

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt. Jede vom Urheberrechtsgesetz nicht erlaubte Verwendung ist ohne schriftliche Zustimmung unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Verbreitung, Bearbeitung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.loewe-verlag.de

White Fox (Band 1) - Der Ruf des Mondsteins

Chen , Jiatong

9783732015788

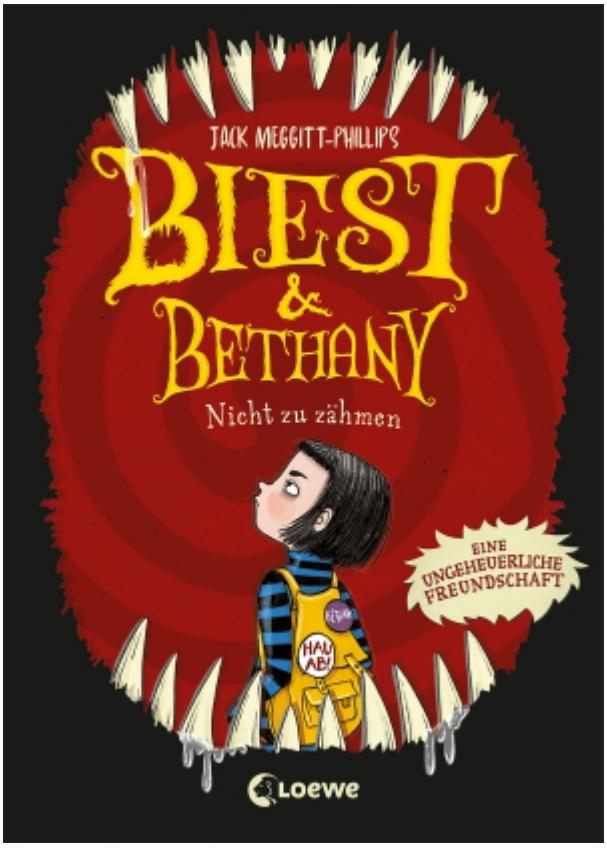
288 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Ein Geheimnis, mit dem Leben geschützt
Polarfuchs Dilah wünscht sich nichts sehnlicher, als ein Mensch zu sein. Daher vermacht ihm seine Mutter etwas ganz Besonderes: den sagenumwobenen Mondstein, der seinen Wunsch erfüllen könnte. Dilah folgt dem Ruf des magischen Steins und macht sich auf eine Reise. Unterwegs muss er sich vor kaltblütigen Menschen in

Acht nehmen, aber auch die Natur ist unberechenbar. Und im Dickicht lauern feindlich gesinnte Clans, die es auf Dilah und sein mächtiges Erbe abgesehen haben …
Start der berührenden und actionreichen Tierfantasy
Der erste Band einer großen neuen **Tierfantasy ab 9 Jahren**, geschrieben von dem chinesischen **Bestseller-Autor *Jiatong Chen***. Coolness und Magie treffen Spannung, Action und Natur! Ein packendes **Abenteuer** rund um einen Polarfuchs, eine große Mission und eine gefährliche Reise. In dieser **modernen Parabel** liegen Gut und Böse sowie Freunde und Feinde ganz nah beieinander. Mit stimmungsvollen Illustrationen von *Viola Wang*. Für alle **Fantasy-Fans** von *Woodwalkers* und *Animox*.
Der Titel ist bei Antolin gelistet.
Alle Bände dieser Reihe:
Band **1**: White Fox - Der Ruf des Mondsteins
Band **2**: White Fox - Suche nach der verborgenen Quelle
Band **3**: White Fox - Auf dem Pfad der Bestimmung - *erscheint im Herbst 2022*
Band **4**: White Fox - *erscheint im Frühjahr 2023*

Titel jetzt kaufen und lesen



Biest & Bethany (Band 1) - Nicht zu zähmen

Meggitt Phillips, Jack

9783732015887

272 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Das aufregendste Kinderbuch-Debüt des Jahres Diese Geschichte ist ein moderner Klassiker und sollte in keinem Buchregal fehlen!

Biest & Bethany vereint **klassischen, makabren Humor** mit Wärme und Charme, abgerundet mit einem fröhlichen Bissen Horror! Dieses Buch begeistert jeden

kleinen **Grusel-Fan** und sollte auf keiner Monster-Party fehlen!

Mmh, ein saftiges Kind mit knusprig-schmutzigen Fingernägeln und pummeligen Pausbäckchen – wie lecker wäre das denn?! Das schleimige Biest, das sich auf Ebenezer Tweezers Dachboden versteckt, kann die schmackhafte Abwechslung auf seinem Speiseplan kaum erwarten. Da kommt die freche Waise Bethany auf den Teller – ähm – ins Haus und verdirbt dem gierigen Ungeheuer gehörig den Appetit …

Biest & Bethany wird verfilmt: Warner Brothers und der Produzent von Harry Potter und Phantastische Tierwesen David Heyman bringen den lustigen Kinder-Gruselroman auf die Leinwand.

Bissig-biestiger Start einer witzigen Gruselreihe

Der erste Band einer brillant erzählten und sehr lustigen **Gruselreihe** für Jungs und Mädchen **ab 9 Jahren**. Eine einzigartige Geschichte rund um eine unerwartete Freundschaft, eine mutige Heldin und ein schleimiges Biest. Das Debüt von ***Jack Meggitt-Philipps*** mit opulenten und charmanten Schwarz-Weiß-Illustrationen von *Isabelle Follath* ist spannend, unterhaltsam und scharfsinnig bis zur letzten Seite – ein echtes Lesevergnügen! Für Fans von *Bitte nicht öffnen* und *Das kleine böse Buch*.

Jack Meggitt-Phillips ist ein vielversprechendes literarisches Talent. Er ist nicht nur Romanautor, sondern auch Drehbuchautor und Dramatiker. Seine Werke wurden bereits in London aufgeführt und im Radio vorgestellt. Außerdem schreibt er eifrig Skripts für seinen

eigenen Podcast. Jack hält sich selbst für einen überaus talentierten Tänzer, wobei seine Begeisterung sein eigentliches Talent bei Weitem übersteigt. Er lebt im Norden Londons, wo er die meiste Zeit damit verbringt, Tee zu trinken und Romane zu lesen.

Isabelle Follath lebt in Zürich und hat schon in der Werbung, im Verlagswesen und für Modemagazine gearbeitet. Ihre wahre Leidenschaft gilt aber dem Illustrieren von Kinderbüchern. Sie liebt es, jede Menge Kaffee zu trinken und neue DIY-Tricks auszuprobieren, und ist noch immer auf der Suche nach dem perfekten grüngoldenen Farbton.

Der Titel ist bei Antolin gelistet.

Titel jetzt kaufen und lesen

Ruby Fairygale (Band 1) - Der Ruf der Fabelwesen

Gembri, Kira

9783732014255

320 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

+++ Der *DeinSpiegel*-Bestseller +++

Spannende Fantasy zum Eintauchen in eine andere Welt!
Die 13-jährige Ruby Fairygale lebt auf einer kleinen Insel nahe der Westküste Irlands. Dort wird Ruby von ihrer Großmutter zur Tierärztin ausgebildet. Doch die beiden haben ein großes Geheimnis: Sie wissen, dass es auf

der Insel nicht nur Tiere, sondern auch magische Fabelwesen gibt, die ihre Hilfe brauchen. Als eines Tages der mysteriöse Noah auftaucht, muss Ruby schnell entscheiden, ob sie ihm vertrauen kann - denn ihre geliebten Fabelwesen sind plötzlich in Gefahr! Dieser erste Band ist der Auftakt einer neuen spannenden **Fantasy-Reihe** von **Beststeller-Autorin *Kira Gembri***. Mit vielen stimmungsvollen s/w-Vignetten. Für Fans von *Alea Aquarius*, *Woodwalkers*, *Duftapotheke* und für alle **Kinder ab 10 Jahren**. Dieser Titel ist auf Antolin.de gelistet.

Titel jetzt kaufen und lesen

Das geheime Leben der Tiere (Ozean, Band 1) - Minik - Aufbruch ins weite Meer

Michaelis, Antonia

9783732017119

192 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

In dieser realistischen und authentischen neuen Buchreihe tauchen Kinder in die spannende Welt der Tiere ein und entdecken sowohl die Schönheit der Natur, als auch ihre zahlreichen Gefahren. Die Leser*innen werden für die Vielfalt der Lebensräume

begeistert und lernen auf den Wissensseiten viel Neues über den Kreislauf des Lebens.

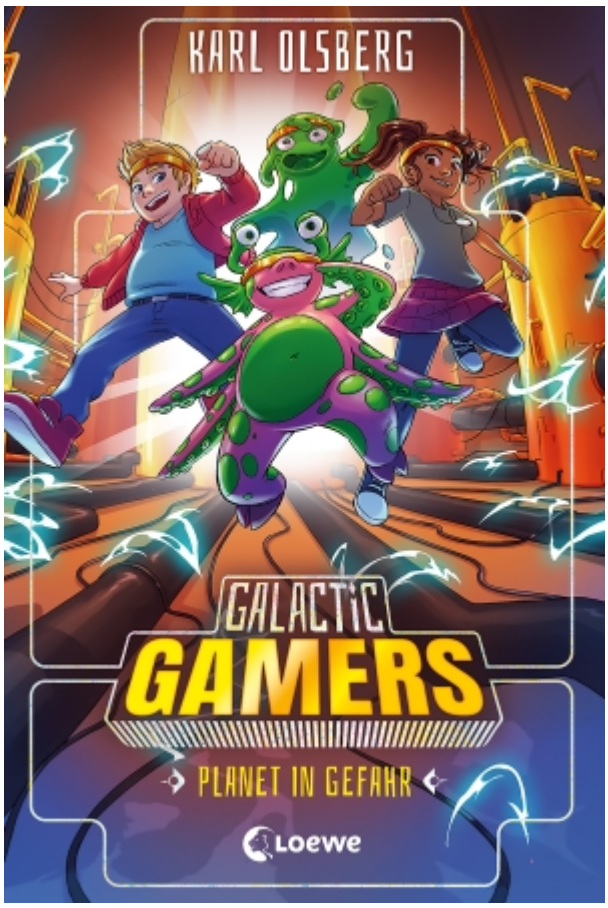
Komm mit auf eine Reise in die Tiefen des Meeres!
Der Ozean ist wunderschön und voller Geheimnisse. Doch das Leben der Tiere dort ist auch gefährlich.
Es ist Spätsommer, als der Seehund Minik sich auf den Weg macht: hinaus in die Ostsee, einem geheimnisvollen Klang folgend. Aber die See ist nicht nur voll verborgener Schönheit, dort lauern auch viele Gefahren – Gefahren, die oft von den Menschen ausgehen. Da lernt Minik den Buckelwal Lottazwei kennen, der ihm mehr als einmal das Leben rettet. Lottazwei möchte die Ostsee verlassen und Minik schließt sich seinem neuen Freund an. Gemeinsam brechen sie auf …

Aufregende Abenteuer, erstaunliche **Wunder der Natur** und das spannende **Leben der Tiere** – diese **Kinderbuch**-Reihe entführt Jungen und Mädchen **ab 8 Jahren** in die verschiedenen **Lebensräume der Erde**. Ob im tiefen **Meer** oder im dichten **Wald**: In diesen **Geschichten** erleben Tiere wunderschöne und zugleich bewegende Abenteuer. Mit berührenden und coolen **Schwarz-Weiß-Illustrationen.** Lehrreich wie ein **Sachbuch** und berührend **wie ein Disney-Klassiker!** Für Fans von ***Peter Wohlleben*** und ***Karsten Brensing***.

Alle Bände dieser Reihe:
Band **1**: Das geheime Leben der Tiere (Ozean) - Minik - Aufbruch ins weite Meer
Band **2**: Das geheime Leben der Tiere (Ozean) - Minik -

Der Ruf der Arktis - *erscheint im August 2022*
Band **3**: Das geheime Leben der Tiere (Ozean) - *folgt*
Band **4**: Das geheime Leben der Tiere (Ozean) - *folgt*
Die Titel sind auf Antolin.de gelistet.

Titel jetzt kaufen und lesen



Galactic Gamers (Band 4) - Planet in Gefahr

Olsberg, Karl

9783732017324

240 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Ready to Play! An den Galactic Games nehmen nur die besten Gamer des Universums teil – aber nicht am Computer, sondern in der Realität!
In einer weiteren Runde der Galactic Games müssen Felix und das Team Tentakelfaust in die Vergangenheit eines verwüsteten Planeten reisen. Doch zuerst braucht

Alien Bargel seinen Lokator aus dem Labor des verrückten Dr. Moron. Unglücklicherweise folgt Dr. Moron dem Team durch das Portal und nimmt als Gegenspieler an den Games teil. Und plötzlich steht nicht nur das Leben der Freunde auf dem Spiel, sondern auch die Zukunft eines ganzen Planeten …
Der vierte Band der fesselnden Gaming-Reihe!
Im vierten Band der *Galactic Gamers* erleben Felix und seine Freunde ein weiteres spannendes **Abenteuer** im **Weltall**, bei dem sie mit Themen wie **Diversität** und **Akzeptanz** konfrontiert werden. Großartiger **Gaming-Spaß** für Kinder **ab 10 Jahren**! Der Titel ist bei **Antolin** gelistet.

Titel jetzt kaufen und lesen